

REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin



39

- Mit Büchern von Udo Schmitt, Robert Hector, Logan Dee,
- Julia A. Jorges, KommPlot & Friends, Tom Turtschi,
- Uschi Constanze David, Wilhelm Lamszus, Mary Shelley
- und Bernie Wrightson, Herbert W. Franke sowie
- zwei Ausgaben des Van Helsing Magazines

Impressum

REISSWOLF

Das fantastische Rezensionsmagazin
Ausgabe 39 – Mai 2024

Der REISSWOLF der p.machinery basiert auf einer Idee und Realisation von Ünver Hornung und Hans Tilp in den 1980er-Jahren.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2024 p.machinery Michael Haitel

Titelbild: Angelo Scarcella (pixabay)
Layout & Umschlaggestaltung:
global:epropaganda
Lektorat & Korrektorat: Michael Haitel
Herstellung: Schalungsdienst Lange oHG,
Berlin

Verlag: p.machinery Michael Haitel
Norderweg 31, 25887 Winnert
michael@haitel.de
www.pmachinery.de
www.reisswolf-magazin.de

ISSN: 2942-1837

ISBN: 978 3 95765 399 4

Zur Sache

Es is' ja, wie's is' – Milch und Kaffee nehmt ihr euch selber ...

Das ist ein Spruch aus einer alten NDR-Comedy-Serie, ich glaube, sie hieß „Frühstück bei Stefanie“. Oder irgendwie so. Und mit manchen Rezensionen ist es genauso. Sie sind, wie sie sind. Und gut.

Ich spiele hier auf keine speziellen Besprechungen der bisherigen REISSWÖLFE an, ebenso wenig auf einen bestimmten Rezensenten. Aber es gibt immer wieder Reaktionen auf die hier veröffentlichten Besprechungen, die eben genau diesen Schluss nahelegen.

Ebenso wie ein Autor nicht wirklich immer den Nerv aller Leser treffen kann – und vermutlich auch gar nicht sollte –, so kann auch ein Rezensent niemals wirklich immer das treffen, was der Autor sich für die Besprechung seines Buches wünscht, von den auf Verkaufszahlen abzielenden Verlagen ganz zu schweigen.

Es ist halt, wie es ist. Ebenso wie die Geschmäcker bei der Lektüre von Literatur auseinander gehen und unterschiedliche Schlüsse zur Folge haben, so sind auch die Rezensionen letztlich nicht viel mehr als ... ja, Literatur. Etwas ganz Spezielles, natürlich. Aber eben auch nicht mehr und nicht weniger als ein Ausschnitt aus der Gedankenwelt des Rezensionsautors, des Rezensenten.

Menschen, die einem Rezensenten seine Meinung übelnehmen, machen einen Fehler. Ganz sicher.

Michael Haitel, Winnert, 08.05.2024



Udo Schmitt
TONSPUR
 Rocklegenden
 und ein Spaziergang am Meer

🔪 Zwischen den Stühlen 🔪

Udo Schmitt
TONSPUR
**Rocklegenden und ein Spaziergang
 am Meer**
 Zwischen den Stühlen 10
 Zwischen den Stühlen @ p.machinery,
 Winnert, Dezember 2023, 360 Seiten
 ISBN 978 3 95765 363 5
 E-Book-ISBN 978 3 95765 742 8

Der 1963 geborene Udo Schmitt ist hauptberuflich als Cheffingenieur in der Medizinbranche tätig. Nebenberuflich spielt er die E-Gitarre in verschiedenen Bands und veröffentlicht Kurzgeschichten. Verheiratet und Vater von zwei Kindern. Die Musik

durchfließt seinen Debütroman »Tonspur«. Es gibt eine Reihe von Romanen, die sich mit Comebacks legendärer Bands auseinandersetzen. Alleine im fantastischen Bereich hat George R. R. Martin mit »Armageddon Rock« in dieser Hinsicht ein heute noch empfehlenswertes Meisterwerk erschaffen. Literarisch bewegen sich die Autoren nicht selten auf einem schmalen Grat, der an Variationen von »A Star Is Born« erinnern könnte. Udo Schmitt folgt diesem Pfad nicht, auch wenn der Autor in der Euphorie um das Comeback der europaweit bekannten Hardrockband »Brandmal« und ihrem Leadsänger »Warrior« einzelne Aspekte vergisst, die er in der Exposition aufgeworfen hat.

Vor zehn Jahren hat Kai fast über Nacht »Brandmal« verlassen. In Europa haben sie mit ihren provokanten Bühnenshows – dem Sklaven wurde auf der Bühne ein »Brandmal« auf den nackten Hintern gedrückt – ihr Publikum begeistert. Nach etlichen Prozessen ist Kai clean geworden und lebt vielleicht nicht zufrieden, aber aus dem Fokus der Öffentlichkeit gerückt mit seiner Freundin Alexandra zusammen. Drogen sind Vergangenheit, im heimischen Tonstudio wird nur aus Freude mit Freunden außerhalb der Band musiziert. Nach zehn Jahren wird allerdings auch das Geld knapp. Alexandra kommt aus gutem Hause und ist ein besseres Leben gewöhnt. Die Idee zieht sich lange Zeit durch den Roman, wird aber im letzten Kapitel fallen gelassen. Sinnloser Luxus ist nur einmal im Künstlermilieu geil und wenn der Bühnenerfolg da ist, kann man seinen persönlichen nicht ökologischen Fußab-

druck in der Welt der Konsumreichen hinterlassen. Immerhin hat die attraktive, aber wie viele der hier beschriebenen Frauen auch eindimensionale, bis ans Klischee der attraktiven Spielerfrau mit einem schönen Körper, aber wenig Hirn entwickelten Alexandra ihren Kai von den Drogen befreit.

Kais Manager verschafft ihm einen Job in einer Marketingfirma. Natürlich ist nicht zuletzt aufgrund seines Auftritts in einer von Spießigkeit trotzens Firma mit einem despotischen Chef der erste Tag auch gleich der letzte.

Der italienische Manager hat aber andere Absichten. Kommerziell ist er mit Kai noch nicht fertig. Er pflanzt ihm den erschreckenden Gedanken ein, nicht nur die eigene Biografie schreiben zu lassen, sondern auch Brandmal wieder zu vereinigen und zehn Jahre nach dem letzten Konzert wieder durchzustarten.

Ab diesem Augenblick lässt sich der Roman in drei unterschiedliche Teile aufspalten. Da wäre die Reunion inklusive der Rivalitäten innerhalb der Band mit neuen Songs, neuen Verantwortlichkeiten und schließlich auch einem atemberaubenden, eher an Bands wie »Rammstein« erinnernden Konzert. Der zweite Handlungsteil ist der Wiedergänger. Ein Mann, der wie Kai aussieht und eine perfekte Homepage gefälscht hat, auf welcher er einen Blog mit Einträgen aus einer psychiatrischen Klinik führt. Dazu entsprechende Fotos und Auftritte. Der dritte Abschnitt – der zweite Handlungsbogen fließt gegen Ende in diesen finalen Handlungsstrang ein – setzt sich mit der eigenen Vergangenheit im dunklen Schatten

der beiden deutschen Staaten auseinander.

Kai beginnt nach und nach, sich für das Projekt Brandmal zu begeistern. Er hat wieder Angst vor den Drogenexzessen, dem Leben aus dem Koffer und den Tagen zwischen den Konzerten voller stereotyper Hotelzimmer und innere Leere. Auf der anderen Seite finden sich die anderen Mitglieder aus der Gruppe relativ schnell bereit, dem Aussteiger Kai zu verzeihen und mit ihm wieder zusammenzuarbeiten. Nicht alle sind abgebrannt, aber Spielsucht und eine große Familie haben die Kassen zusammenschumpfen lassen. Nur Sklave hat anfänglich Bedenken und ist vielleicht auf den ersten Blick der Labilste in der Gruppe. Schnell ist die neue Musik zusammengestellt, die Kooperation wirken so, als wären keine zehn Jahre vergangen und selbst ein neuer Sound; eine Anpassung der damals ausschließlich harten Töne an die Gegenwart geht erstaunlich reibungslos vonstatten.

Probleme gibt es, weil Kai einen lukrativen Buchvertrag für die eigene Biografie sein Eigen nennt und die anderen Bandmitglieder wieder Angst haben, außen vor zu sein. Aber auch hier präsentiert Udo Schmitt eine erstaunlich pragmatische Lösung.

Die Vorbereitungen zum Revival lesen sich erstaunlich flott und Udo Schmitt kann dem Leser einen Eindruck vermitteln, wie komplex das Schreiben von Songs, das Arrangieren von Nummern und schließlich auch eine echte Zusammenarbeit unterschiedlichster Charaktere auf der Bühne sein kann. In diesen Haupt Handlungsstrang fließen auch einige Hin-

tergrundinformationen zur finalen Trennung ein. Kai ist kein Sympathieträger. Zu Beginn ein arrogantes selbst verliebtes ehemaliges Idol, das mit seiner Mischung aus Prolet und Provokateur in jedem normal strukturierten Betrieb anecken muss. Kai ist ein Freigeist, ein Songschreiber, im Grunde auch ein Künstler, der vor seiner Umwelt geschützt werden muss.

Am Ende entwickelt er sich aber mehr und mehr zu einem Teamplayer, der aus der Bandvergangenheit gelernt und erkannt hat, dass sie nur als Team funktionieren können und das weniger mehr Leitbild als Sozialkompetenz erstaunliche Ergebnisse hervorbringen kann. Die Ecken und Kanten verschwinden, Kai wird bis zum Tag nach dem ersten Konzert tatsächlich zu einer Figur, welcher der Leser Sympathien im Gegensatz zu seiner Freundin Alexandra entgegenbringen kann. Ohne diese überzeugend gestaltete Charakterwandlung vor allem vor dem Hintergrund einer Reihe von ewig Gestrigen könnte das Buch nicht so gut funktionieren.

Sowohl die einzelnen kleinen Gigs wie auch der Medienauftritt bei der einzigen öffentlichen Lesung oder das finale, alleine in der Beschreibung atemberaubende Wort inklusive einer kleinen Manipulation der Leser bilden die Höhepunkte des Buches.

Der Wiedergänger als Doppelgänger ist schwerer in den Griff zu bekommen. Ein Mann, der Kai ähnlich sieht. Ein Künstler wie er, der aber schließlich an den eigenen Problemen gescheitert ist. Ein Mann, mit einer interessanten, vielleicht ein wenig klischeehaften und mit Kai teilweise zusammenhängenden Vergangenheit. In

mehrfacher Hinsicht eine lebende Zeitbombe mit einer kurzen Zündschnur. Wie gut diese Beschreibung funktioniert, unterstreicht die subtile Manipulation der Leser während des Comeback-Konzertes. Alleine der Klappentext und brennende Bücher vor der Halle mit dem aus seiner Biografie lesenden Kai deuten in eine bestimmte Richtung. Der Leser erwartet förmlich die Eruption von Gewalt, einen tragischen Helden. Auch hier überrascht Udo Schmitt die Leser und fügt diesen Handlungsteil geschickt wie cineastisch effektiv in die Haupthandlung ein.

Die Vergangenheit. Kais Vater ist ein Sozialist, welcher der DDR genauso wenig abgewinnen konnte wie den kapitalistischen Bewegungen in Deutschland. In Kais Jugend ist ihr Haus abgebrannt. Ein Unfall oder steckt etwas Dunkleres dahinter? Jahrelang ist Kais Vater verschwunden. Als er wieder in das Leben seiner Mutter und ihm tritt, ist er verändert. Auch hier präsentiert der Autor Erklärungen erst während des Finals. Immer wieder hangelt sich Udo Schmitt an den möglichen Klischees entlang, um dann ein wenig theatralisch eine andere Sichtweise zu präsentieren. Aber Kais Vergangenheit geht noch weiter. Sein Vater bleibt eine unzugängliche Chiffre, die mit dem Künstler nichts anfangen kann. Alles sieht er als eine Art persönlichen Anschlag auf sich selbst, auf seine Art zu leben. Kais Prominenz nimmt ihm seine wichtigste Botschaft. Egozentrisch und verbohrte in einer Welt festgeklebt, die es damals vielleicht ein wenig, aber heute nicht mehr gegeben hat. Aber Kais Vater ist auch ein Macher gewesen. Ein Mann, der Risiken eingegan-

gen ist und für die er durch Verrat aus den eigenen Reihen bezahlen musste. Hier folgt der Bogenschlag in die schon angesprochene deutsch-deutsche Vergangenheit, die nicht ruhen kann. Ist dieser Handlungsbogen wirklich notwendig? Ja und nein. Udo Schmitt untersucht abschließend auf diese Art und Weise verschiedene Figurenkonstellationen. Kai und sein Doppelgänger; Sklave und seine Freundin; die junge Frau und ihr Bruder. Wirklichkeiten verschieben sich und teilweise scheint die Übernahme einer fremden Persönlichkeit – und sei es nur in einem Blog auf einer Homepage – die einzige Möglichkeit, auf der Popularität eines anderen Menschen zu »reiten«, damit der eigene Hilferuf nicht verhallt.

Die einzelnen Teile funktionieren, geben der ganzen Geschichte vielleicht eine emotionale Tiefe, welche der zugrunde liegende Stoff eines Comebacks voller Selbstzweifel und Hoffnungen gar nicht benötigt hätte. Es ist zusätzliches Fleisch, aber positiv gesprochen kein zusätzliches Gewicht, das Udo Schmitt dem allgegenwärtigen wie getriebenen Kai eher um die Hüften als auf die Schultern legt. Zumindest deutet das Ende nicht zuletzt aufgrund der windigen Vorschläge des italienischen Managers in eine bessere Zukunft. Natürlich werden einige Selbstzweifel und Minderwertigkeitskomplexe bleiben. Am Ende von »Tonspur – Rocklegenden und ein Spaziergang am Meer« (der Spaziergang bezieht sich auf die Wanderungen am Strand von Sellin) präsentiert der Autor einen optimistischen Ausblick, aber keine Freisprechung von jeglicher Vergangenheit.

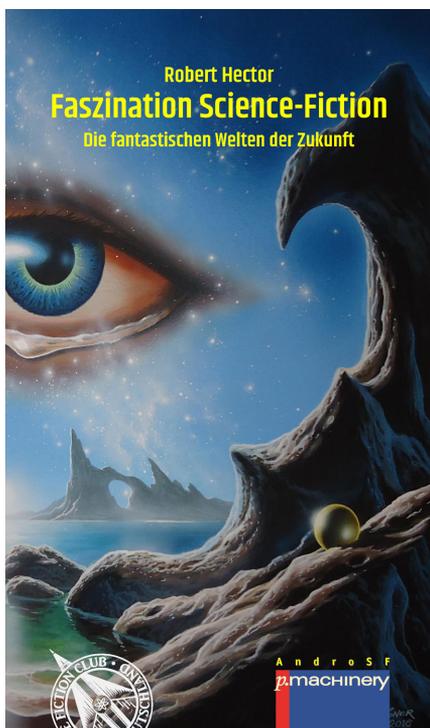
Für einen Debütroman mit überzeugenden, aber nicht auf reine Sympathie hin konzipierten Figuren und sehr vielen, cineastisch geschriebenen Szenen überzeugt »Tonspur – Rocklegenden und ein Spaziergang am Strand« auf vielen Ebenen. Der Leser wird förmlich von der sich stetig steigernden kreativen Energie Kais mitgerissen und verfolgt das Geschehen fast ausschließlich auf Augenhöhe, auch wenn der Autor auf die in diesem Fall verführerische Ich-Perspektive positiv für das ganze Szenario verzichtet. Musikfans werden vielleicht noch ein wenig mehr von der Geschichte mitnehmen als »normale Leser«, aber in vielen Punkten ist es auch irgendwie eine Coming-of-Age-Geschichte einer Generation in mittleren Jahren, die zu schnell zu viel Gas gegeben hat, aber nicht wie ein Komet in Sekunden verbrannt ist. Und denen das Leben eine zweite Chance in ihrem Element schenkt. Uneigennützig, aber noch ohne viel Arbeit ... der Weg ist das Ziel. (Thomas Harbach)

Robert Hector

**FASZINATION SCIENCE-FICTION –
Die fantastischen Welten der Zukunft**
Originalausgabe

Andro SF 88, p.machinery, November 2023,
Paperback, 480 Seiten
ISBN 978-3-95765-361-1

Sie lesen Science-Fiction? Sie mögen es, sich mit zumeist zukünftigen Welten aller Art auseinanderzusetzen, sich mit dem jeweiligen Verfasser oder der Autorin zusammen zu überlegen, wie die Zukunft wohl aussehen könnte? Sie kennen sich also aus.



Na dann, brauchen Sie vorliegendes Buch nicht – oder vielleicht doch?

Wenn Sie eine Menge kluger Gedanken, Hinweise und Reflexionen zu dem Genre und seinen Auswüchsen interessiert, wenn Sie die Welten der Zukunft ein wenig genauer, ein klein bisschen tiefer betrachten möchten, dann wäre das großformatige, schwere Buch doch etwas für Sie.

Robert Hector, eben jener schlaue Kopf, der als Verfasser auf dem Deckel steht, hat sich eine wahre Sisyphusarbeit auf seine Schultern geladen.

Er beginnt am Anfang – sollte man ja auch so machen – und fragt sich und uns,

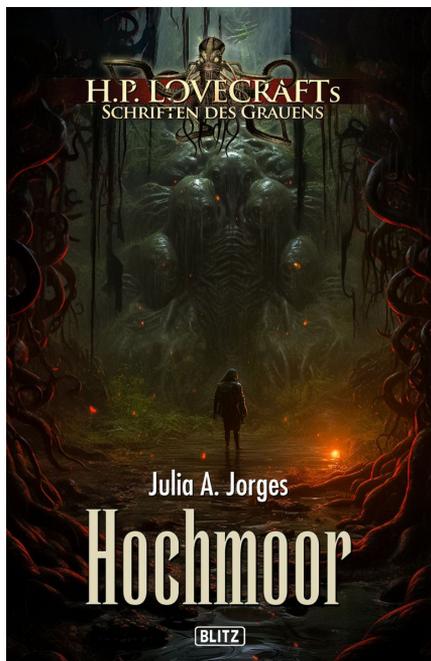
was eigentlich Science-Fiction ist. Danach geht er auf die Entwicklung der SF ein – die Vorläufer, das goldene Zeitalter der Pulps, dann geht es in Zehn-Jahres-Schritten weiter. Dabei fasst er sein Bild erstaunlich weit, inkludiert auch Filme, TV und Games.

Die Themenpalette der Science-Fiction wird anschließend und umfangreich beleuchtet, bevor er sich den Big Names und ihrer Werke sowie dem Kino widmet. Er listet die SF-Preisträger, bevor er sich dann ausführlich mit der Science-Fiction in Deutschland beschäftigt. Ein kurzer Streifzug um die Welt, in der er auf die jeweiligen Länder und ihre SF eingeht, schließen den Band dann zusammen mit einer Zusammenfassung und einem Ausblick ab.

Ich ging natürlich nicht in allen Punkten mit der vertretenen Meinung konform. Aber ich darf dem Verfasser attestieren, dass er nicht nur eine Fleißarbeit vorgelegt hat, sondern seine Porträts und Gedanken auch immer begründet hat. Der Rezipient kann sich hier Anregungen holen, was demnächst auf den Lesestapel wandern sollte, kann eintauchen in die Geschichte der SF, wo sie herkommt, welche Themen und Verfasser sie beeinflusst, ja dominiert haben.

Viele Germanistikstudenten werden das Buch in ihrer Quellenangabe zitieren, auch Fans, die sich ein wenig intensiver mit ihrer Lieblingsliteratur beschäftigen möchten, sind hier gut aufgehoben. Alles in allem ein beeindruckendes Stück fundiert recherchierter Arbeit zu einem mehr als adäquaten Preis.

(Carsten Kuhr)



Julia A. Jorges

HOCHMOOR

H. P. Lovecrafts Schriften des Grauens 38
BLITZ-Verlag, Windeck, April 2024, Taschenbuch, 300 Seiten
ISBN: keine

Unverhofft erhält Olve über ein Notarbüro einen zwölf Jahre alten Brief seiner Jugendfreundin Nathalie »Nihil« Halbstetter, die vor über zwanzig Jahren – kurz nach dem Abitur – spurlos verschwunden ist. Sie bittet ihn, in den nächsten Tagen nach Goslar zu kommen, bei dem genannten Notar den Schlüssel ihrer Wohnung abzuholen und dort auf sie zu warten. Nach einem überfallartigen Wiedersehen führt Nihil Olve zum Petersberg, wo er sie

damals zuletzt gesehen hat, und weiter in den Berg hinein, wo sie – nach einem Durchgang durch einen beinahe lebendig wirkenden Stollen – in Hochmoor ankommen, der Ort, in dem Nihil die letzten vierundzwanzig Jahre gelebt hat.

Nach anfänglichem Befremden gelingt es Olve sehr gut, sich in den darauffolgenden Wochen mit der neuen Situation abzufinden und sich auf eigenständige Art in die Dorfgemeinschaft zu integrieren. Er erfährt, das Hochmoor und das geheime Tal nicht nur ein Zufluchtsort für die Alteingesessenen – die letzten einer großen Rasse, die menschliches Aussehen angenommen haben – und einiger Menschen ist, die den Übergang geschafft haben, sondern auch ein Ort, an dem das Wirken mächtiger Geschöpfe noch sicht- und spürbar ist.

Mit »Hochmoor« präsentiert Julia Annina Jorges einen Fantasy-Horror-Roman, der ganz bewusst die Stimmung der Geschichten von W. H. Pugmire aufgreift. Dieser hat sich selbst als Lovecraft-Schüler und -Nachahmer begriffen, in dieser Rolle allerdings einen persönlichen kleinen Kanon erschaffen; zwar mit einer Schnittmenge zu Lovecraft, doch mit überzeugend eigener Stimmung. Julia Annina Jorges hat nun mit der verzauberten Region um Hochmoor ihre Version des pugmireschen Sesqua-Tals erschaffen, in dem viele Dinge der bekannten Realität entsprechen, es jedoch immer wieder zu unerklärlichen oder gar »unmöglichen« Situationen jenseits von Vernunft und Logik kommt. Als Filme mit ähnlichem Effekt kann man Justin Benson & Aaron Mooreheads »Resolution« und vor allem »The Endless« nennen.

Hauptfigur Olve ist zunächst der typische zurückhaltende und etwas unselbstständige Protagonist solcher Abenteuer, mit dem der Leser in ein fremdes Szenario übergeben wird. Mit dem Brief der lange verschollenen Nihil als Katalysator der Ereignisse ist dies schön rätselhaft konstruiert. Über Olves sofortige Bereitschaft, seiner alten Freundin ohne weitere Erklärung zu folgen, kann man sich wundern, doch so wird die Entwicklung der Figur im Lauf der Handlung umso deutlicher. Nach einiger Zeit in »Hochmoor« wächst Olves Persönlichkeit zusehends. Er gewinnt Eigenständigkeit und löst sich schließlich ganz aus der emotionalen Abhängigkeit von Nihil, nicht ohne dass es hier noch eine interessante Wendung gibt.

Das Dorf und dessen Bewohner überraschen ebenso. Man erwartet zunächst mittelalterliche Zustände, doch der Alltag der Bewohner lässt ebenso Zeit für musische und wissenschaftliche Aktivitäten. Olve selbst verschreibt sich der Erforschung der Flora des Tals und des umgebenden Moors, was mit einigen mysteriösen Vorkommnissen einhergeht. Beinahe nebenbei erfolgt die Erkenntnis, dass im Tal um Hochmoor unsichtbare Kräfte am Werk sind und Götter verehrt werden, die möglicherweise sogar in verschiedene Lager einzuteilen sind.

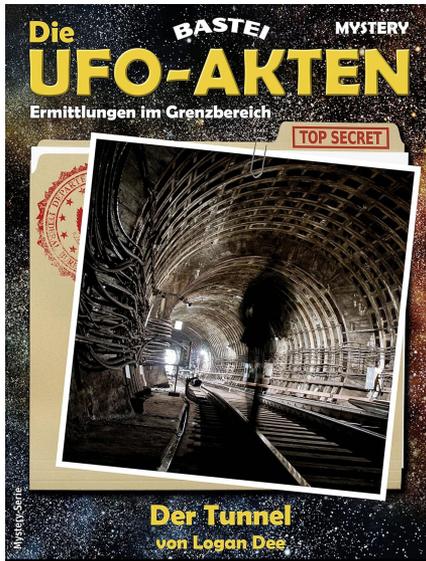
In einigen Belangen ist die »Willentliche Aussetzung der Ungläubigkeit« gefordert. Dabei ist das Motiv geheimer und zeitlich befristet geöffneter Übergänge in eine andere Welt für den geneigten Leser Standard; ein oft genutztes Motiv der fantastischen Literatur. Eher könnte man darüber stolpern, dass die Bewohner von

Hochmoor aufgrund dessen eigentlich nur sehr beschwerlich Dinge aus der »zivilisierten« Welt beschaffen können, und trotzdem scheint es kein Problem zu sein, unbegrenzt an Medikamente, Alkoholika, moderne Baustoffe und sogar Karnevalsverkleidungen zu kommen. Dass sich die Autorin hier gar nicht in Erklärungsversuchen verliert, ist eine willkommene Abwechslung. Es sind diese Unschärfen, die nicht gelösten Rätsel dieser Welt, die den Zauber und das Mysterium des Romans aufrechterhalten.

Wie schon in ihrem Roman »Glutsummer« gelingt es der Autorin auch hier, sich einen grundsätzlich bekannten Topos zu eigen zu machen, in ihrem Sinne weiterzuentwickeln und so ein ganz und gar originelles Ganzes zu schaffen.

Insgesamt hebt sich »Hochmoor« angenehm von Standarddramaturgie der meisten Romane ab. Olve muss nicht DAS EINE Abenteuer bestehen. Stattdessen erkundet der Leser mit ihm schrittweise diese neue Umgebung, in der noch vieles vage und unbeantwortet bleibt. Tatsächlich wirkt der Roman wie der Prolog, als der er gedacht ist. »Hochmoor 2« ist für Frühjahr 2025 angekündigt.

Die Taschenbuchausgabe ist exklusiv über den Verlag erhältlich, die e-Variante (ISBN: 978-3-7579-9525-6) in den gängigen Formaten über alle bekannten Plattformen. (*Elmar Huber*)



Logan Dee (Uwe Voehl)

DER TUNNEL

Die UFO-Akten (2021) 3

Bastei Lübbe, Köln, 2021, E-Book, 64 Seiten

ISBN: 978-3-7517-2313-8

Wohl oder übel folgen Cliff Conroy und Judy Davenport den Anweisungen ihres unbekanntenen Informanten zum versteckt gelegenen Jagdhaus des US-Senators James Campbell. Dieser stattet die beiden mit weitreichenden Befugnissen als Bundesmarshals, Geldmitteln und mit neuen Informationen aus.

Indirekt schickt er die beiden damit nach New York, wo die Fotografin Catherine Walker mehrere Fotoserien von Obdachlosen gemacht hat, die in Kanälen und Tunneln unterhalb der Straßen leben, den sogenannten Tunnel- oder Maulwurf-

menschen. Auf mehreren Bildern ist außerdem ein ungewöhnlich bleiches Neugeborenes zu sehen, das männliche und weibliche Geschlechtsmerkmale aufweist. Im Big Apple angekommen müssen Cliff und Judy feststellen, dass Catherine Walker verschwunden ist, nachdem sie versucht hat, mehr über das Albino-Kind herauszufinden. Während sich Judy weiter im Umfeld der Fotografin umhört, begibt sich Cliff getarnt als Obdachloser im New Yorker Untergrund auf die Suche nach Antworten.

Nummer 3 der »UFO-Akten« ist gleich aus mehreren Gründen spannend. Zunächst erhalten die unfreiwilligen UFO-Jäger zusätzliche Rückendeckung aus Regierungskreisen und damit auch den offiziellen (wenn auch geheimen) Auftrag, Ereignisse, die mit UFO-Aktivitäten im Zusammenhang stehen könnten, aufzuklären und den Vertuschungen innerhalb der NSA entgegenzuwirken. Zum zweiten verlässt der Roman klassisches UFO-Terrain, auch wenn es erneut eine indirekte Verbindung zu Außerirdischen gibt.

Statt in den Himmel müssen Cliff und Judy ihre Blicke diesmal zu Boden und sogar in den Untergrund von New York richten, wo sich in Abwasser- und inaktiven U-Bahn-Tunneln eine richtige Parallelgesellschaft mit eigenen Regeln und Strukturen gebildet hat, die in ihrer Unberechenbarkeit durchgehend bedrohlich wirkt.

Der anfängliche Detektivpart wirkt dabei noch logisch und bodenständig, doch je tiefer es in die Tunnel geht, desto surrealer werden die Ereignisse. Menschen-gemachte Gänge werden nach und nach von anderen Strukturen abgelöst, Cliff

und Judy können ihren Sinnen nicht mehr trauen.

Logan Dee (Uwe Voehl) ist im Hefromanbereich ein absoluter Genre-Profi, der gekonnt mit Stimmungen arbeitet und gerne mal in traumhaften Sequenzen abgleitet. Für die »UFO-Akten« bedeutet das auf jeden Fall eine stilistische Bereicherung.

Als Filmtipp zum Thema Tunnel- und Maulwurfmenschen sei der britische Horrorfilm »Tunnel der lebenden Leichen« mit Donald Pleasance empfohlen.

(Elmar Huber)

Pat Shand, Joe Brusha, Ralph Tedesco
VAN HELSING MAGAZIN 1
Das Licht in der Finsternis, Teil 1–4
 (Van Helsing: The Darkness and the Light,
 Part 1–4, 2014)

Aus dem Amerikanischen von Alexis
 Heimberg

Zauberstern Comics, Leonberg, 2023
 ISBN: 978-3-98953-201-4

Liesel van Helsing, die Tochter des aus Bram Stokers »Dracula« bekannten Vampirjägers Abraham van Helsing, wurde aus ihrer Zeit in die Gegenwart der 2010er-Jahre versetzt. Dank ihrer antrainierten Fähigkeiten, ihrer Cleverness und ihres Erfindungsreichtums führt sie den Kampf gegen die Kreaturen der Finsternis auch in der Neuzeit erfolgreich weiter.

Ein Paket, das das Tagebuch ihres Vaters enthält, gibt ihrem Leben eine unerwartete Wendung. Abraham van Helsing war über Jahre hinweg auf der Jagd nach einem Supervampir, dem die üblichen Waffen nichts anhaben konnten. Der Auftrag ist klar; Liesel folgt den Hinweisen



des Tagebuchs über Rom und London bis nach Transsilvanien, wo eine schockierende Wahrheit auf sie wartet.

Nachdem Panini-Comics vor Jahren einige »Grimm Fairy Tales«- und »Wonderland«-Titel im Programm hatte, traut sich nun Zauberstern-Comics eine Serie aus dem sexy Märchen-, Fabel-, und Sagen-Universum von Zenescope Entertainment ins Programm zu nehmen. Dort schließt sich mit »Van Helsing« ein Kreis, da Verlagschef Simeon Hrisomallis einst die Hörspielserie »Faith van Helsing«, ebenfalls eine Nachfahrin des berühmten Vampirjägers, aus der Taufe gehoben und lange Zeit geschrieben hatte.

Die komplette Vorgeschichte Liesel van Helsing, soweit überhaupt vorhanden, findet in der Miniserie »Realm Knights« statt, sodass der erste Band ihrer eigenen

Serie ohne Vorrede einsteigt und mit einer nächtlichen Vampirjagd – Business as usual – gleich ordentlich Tempo macht. Überhaupt entwickelt sich der hier enthaltene Vierteiler rasend schnell, ohne sich jedoch zu verstolpern. Mit dem zunächst unvollständigen Tagebuch ihres Vaters wird gleich ein Geheimnis aufgebaut, das eine turbulente Schnitzeljagd zur Folge hat, die in ihre eigene Vergangenheit führt. Auf ihren Stationen sammelt Liesel Mitstreiter – den Buchverkäufer Jonathan Harker und die Lehrerin Mina Murray –, begegnet neuen Feinden – Renfield –, und steht am Ende Dracula höchstpersönlich gegenüber.

Man bemerkt schon an den Namen, dass hier viele Elemente aus »Dracula« übernommen wurden, doch neu gemischt und souverän in die Story um Liesels Queste eingewoben, die mit einem dramatischen Schlussakkord endet.

Insgesamt muss man bescheinigen, dass Zauberstern hier ein Highlight an Land gezogen hat, das mit seiner Mischung aus Horror-Action, Mystery, Humor, Drama und Soap-Elementen einfach gut unterhält: Die Heldin ist smart, tough as Hell und macht in ihrem Steampunk-Outfit auch optisch was her. Gefühlsmomente kommen ebenfalls nicht zu kurz, denn die gute Liesel und Hades (der Gott der Unterwelt) schleichen umeinander wie verknallte Teenager, die sich scheuen, den letzten Schritt zu wagen. Auch das Storytelling ist durchweg stärker, als man es auf den ersten Blick vielleicht erwarten sollte; von daher ist ein Vergleich mit »Buffy« in mehr als einer Hinsicht durchaus angebracht.

Zaubermond-Comics bietet diese erste Ausgabe in drei verschiedenen Covervariationen mit verschiedenen ISBN-Nummern an.

(Elmar Huber)



Pat Shand, Joe Brusha, Ralph Tedesco

VAN HELSING MAGAZIN 2

Van Helsing gegen Dracula, Teil 1–4

(Van Helsing: Van Helsing vs. Dracula, Part 1–4, 2015/2016)

Aus dem Amerikanischen von Alexis Heimberg

Zauberstern Comics, Leonberg, 2023

ISBN: 978-3-98953-204-5

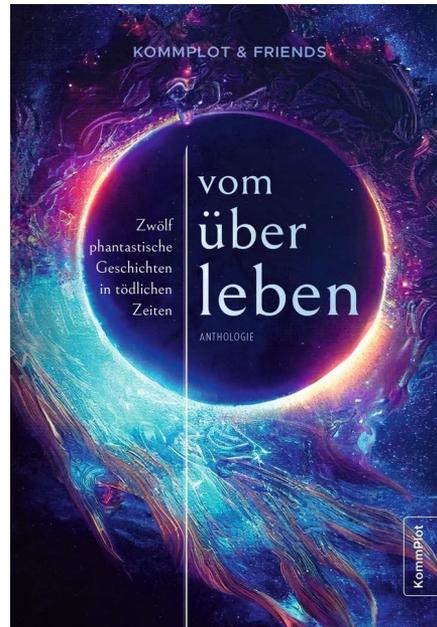
Gerade als Jonathan Harker und Mina Murray seinen Eltern ihre Verlobung bekannt geben wollen, kippt Mina mit seltsamen Krankheitssymptomen buchstäblich vom

Stuhl. Da auch Insekten im Spiel sind, denkt die zu Hilfe gerufene Liesel van Helsing sofort an Draculas Diener Renfield. Hades äußert die Idee, Mina einfach gehen zu lassen und sich von ihr zur Quelle ihrer Leiden führen zu lassen. Erneut steckt Dracula hinter den Ereignissen, der Mina als schwächstes Glied der Kette in seinen Bann schlägt und entführt. Liesel, Jonathan und Hades machen sich abermals an die Verfolgung des Obervampirs, doch ihr Weg hält einige Überraschungen bereit.

Da es hier wieder auf die Jagd nach Dracula geht, die unter anderem nochmals nach Rom führt, fühlt sich »Van Helsing gegen Dracula« wie eine Wiederholung des ersten Storyzyklus (in »Van Helsing Magazin 1«) an. Dabei schlägt die Handlung diesmal einige Nebenwege ein: In Rom werden Liesel und Jonathan beispielsweise in die Mordserie eines Killers hineingezogen, der vorgibt, ein Vampir zu sein. In Anlehnung an die kunstvollen italienischen Killer-Thriller der 1970er trägt diese Episode auch den Namen »Giallo«.

Auf der anderen Seite werden die Hintergründe einiger Figuren auf unvorhergesehene Art enger verzahnt und damit die angenehme Ambivalenz der Charaktere weiter vertieft. Ansonsten gilt wieder: höchst unterhaltsame Mischung aus Horror, Drama, Humor, Soap und Action.

Leider sind hier nur vier US-Hefte des Van-Helsing-gegen-Dracula-Fünftellers enthalten, sodass man auf das Finale bis zur nächsten Ausgabe warten muss. Als willkommener »Bonus« sind insgesamt 7 ganzseitige Coverabbildungen verschiedener Künstler und ein doppelseitiges Poster enthalten. (Elmar Huber)



KommPlot & Friends
VOM ÜBERLEBEN
 Zwölf phantastische Geschichten in tödlichen Zeiten
 Selfpublishing/tolino media (2023), Taschenbuch, 232 Seiten
 ISBN: 978-3757976101

»Vom Überleben – Zwölf phantastische Geschichten in tödlichen Zeiten« ist eine Anthologie der Autorinnengruppe KommPlot und bietet zwölf sehr unterschiedliche Geschichten von Dystopien über Fantasy bis hin zu Horror und Mystery. Sie vereint das Thema »Überleben« beziehungsweise meistens den Tod, der mal im Verborgenen lauert und mal ganz offensichtlich droht. Das Cover lässt mehr Science-Fiction vermuten, als sich letztlich in

dieser Sammlung findet, eine einzige Geschichte spielt im Weltraum – ein Überleben auf fremden Planeten erlebt man nicht. Die anderen SF-Geschichten zeigen eher eine dystopische nahe Zukunft. Dabei stehen natürlich die Klimakrise, aber auch aktuelle Themen wie künstliche Intelligenz und demografischer Wandel im Vordergrund. Die anderen Beiträge lassen sich oft der Fantasy sowie Mystery und Horror zuschreiben und greifen oft die gleichen Themen auf, insbesondere die Klimakrise schimmert durch viele Texte hindurch:

Wei Sun eröffnet die Anthologie mit »Katzendämon auf der Flucht« und schildert eindrücklich das Leben einer Katzendämonin, einer Nekomata, die unerkant unter Menschen lebt. Sie ist verheiratet und hat als Schriftstellerin viele Fans. Eigentlich sind Nekomata Einzelgänger, doch Toyo Shibata sucht Kontakt zu anderen Katzendämonen und wird unverhofft Ziel von politischer Verfolgung. Der Hass auf Katzendämonen fordert bald Opfer und Toyo wird Zeugin vieler Tode, da die Sterbenden ihren Namen rufen und ihr damit ihre Credits übertragen, die sie angesammelt haben. Haben Katzendämonen genug solcher Credits erworben, können sie zu Menschen werden. Niemand weiß, ob dies nur eine Legende ist – und Toyo weiß bald nicht mehr, ob das Menschsein wirklich erstrebenswert ist. Wei Sun kombiniert Urban Fantasy mit japanischer Mythologie und schildert eindrucksvoll, wie verheerend und leidbringend der Hass der Menschen auf alles, was sie nicht verstehen, ist. Eine stimmungsvolle Auftaktgeschichte, die den Überlebenskampf ei-

ner Katzendämonin in der modernen Welt zeigt.

»Gute Taten« von Esther Geißlinger zeigt uns Deutschland in der nahen Zukunft: Die Klimakrise ist so weit fortgeschritten, dass das Wasser rationiert werden muss. Protagonistin Inja macht sich auf den Weg, um die Ration für ihre WG zu holen, und wird von Wasserbettlern übers Ohr gehauen. Sie ist schwanger und macht sich Gedanken darüber, ob sie abtreiben soll oder das Kind bekommen – was unverantwortlich wäre im Anbetracht der sich verschärfenden Klimakrise. Ein kleiner, pessimistischer und ziemlich hoffnungsloser Ausblick auf die nahe Zukunft. Einzig positiv fällt auf, dass Inja selbstbestimmt ihre Entscheidung trifft.

Esther Brendel widmet sich in »Engel für alle« dem Thema künstliche Intelligenz. USER10815 will von seinem Chatbot wissen, wie lange er schon spielt. Die ENGEL-KI (Evolvierendes neuronales Netz Gegen Einsamkeit und Langeweile) will ihm die Frage nicht beantworten und stattdessen zum Weiterspielen animieren, immerhin sei die Welt draußen gefährlich und er hätte doch alles, was er bräuchte. Ursprünglich waren die ENGEL-KIs dazu gedacht, alte Menschen zu beschäftigen, doch sie haben sich selbst weiter entwickelt und fatale Entscheidungen für die Menschheit getroffen. Die Autorin hält zum Ende noch eine überraschende Erkenntnis parat. Der Text ist in Form eines Chatgesprächs verfasst, was sich durchaus gut liest, jedoch Tiefe vermissen lässt.

»Friedensmission« von C. L. Gerres ist die einzige Geschichte mit Setting auf einem Raumschiff. Protagonistin Junis ist

Teil einer Friedensmission und zweifelt zunehmend an den Absichten ihrer Kommandeure. Und dann gibt es auch noch einen Saboteur an Board. Wer Freund und wer Feind ist, wird erst am Ende klar. Ein kurzweiliges Verwirrspiel als Military-SF, das in der Kürze nicht gänzlich überzeugt.

»Das Opfer« von E. S. Schmidt ist eine klassische Fantasygeschichte: In Debrims Dorf werden regelmäßig junge Frauen geopfert, um einen Drachen zu besänftigen. Dieses Mal erwischt es Debrims Tochter und ihm wird bewusst, dass es immer die intelligenten, unangepassten jungen Frauen erwischt. Er will alles tun, um seine Tochter zu retten, und ist bereit, sich dem Drachen zu stellen – und erlebt eine große Überraschung, als er dem Drachen gegenübersteht. Die Leser*innen dürften weniger überrascht sein, die Offenbarung zeichnet sich bereits ab. Dennoch eine gelungene Geschichte über gesellschaftliche Strukturen und darüber, dass Veränderung oft Zeit braucht und oft im Verborgenen voranschreitet.

Kim Skott liefert mit »Wollmaus« eine recht morbide Geschichte, die in Horror ausartet. Alles beginnt ganz harmlos, als Kessi mit ihrer Mutter in einer Tierhandlung ein Kaninchen aussucht. Sie nimmt gleich zwei, damit ihr Kaninchen nicht allein ist. Doch dann greift eine Seuche unter Nagetieren um sich, an der der Mensch nicht unschuldig ist und die die Tiere in blutrünstige Bestien verwandelt. Eine spannende Idee, die zu stark auf blutige Schockeffekte reduziert wurde und in dieser Sammlung deplatziert wirkt.

In »Das blaue Gewand« von Claudia Zentgraf bekommt es die Leserschaft mit

einem Wiedergänger zu tun: einem verfluchten Pharao, dessen Grab geöffnet wird und der zu neuem Leben erwacht. Pharao Chufu ist entsetzt drüber, wie sich Ägypten seit seiner Zeit verändert hat und dass die Menschen ihm nicht mit dem nötigen Respekt begegnen. Und er sinnt auf Rache, als er erfährt, dass derjenige, der ihn verflucht hat, ihm bald begegnen wird. Eine mysteriöse, etwas unheimliche Geschichte, die mit dem ägyptischen Setting überzeugt und gut unterhält.

»Exit siebzig« von D. O. Hasselmann ist abermals eine Dystopie, die sich mehr dem Tod, als dem Überleben widmet. Der Wunsch, weiterzuleben, ist jedoch da, auch wenn er kaum eine Chance auf Erfüllung hat. Der Protagonist feiert seinen siebzigsten Geburtstag und damit seinen Todestag. In dieser Zukunft finden Menschen mit dem Erreichen des siebzigsten Lebensjahrs ihr Ende im Zentrum für Organische Wiederaufbereitung, eine Maßnahme gegen die Überbevölkerung und Ressourcenvernichtung. Dem Protagonisten erscheint an seinem Tag ein kleines Männlein, das offenbar nur er sehen kann (und ein Hund) und das bis zum offenen Ende mysteriös bleibt. Die Idee, alte Menschen zu »entsorgen«, ist in der SF nicht neu, das macht sie hier jedoch nicht weniger abstoßend.

In »Sophia und der Wassermann« wird es märchenhaft. Sophia ist eine alte, verbitterte Frau, die ungeliebte Tiere gnadenlos aus ihrem geliebten Garten entfernt und die Toilette runterspült. Ihr Garten leidet zunehmend unter der anhaltenden Dürre. Als auf dem Nachbargrundstück ein »Heilort für Wasserwesen aller Art« entsteht, ist Sophia misstrauisch. Sie

will ihre Ruhe haben und keine neuen, störenden Nachbarn. Und dann wächst das Gebäude auch noch aus einer merkwürdigen Knospe heran, da stimmt doch etwas nicht! Doch die neuen Nachbarn scheinen über Wasser in Hülle und Fülle zu verfügen. Sophia beschließt, sich etwas davon zu holen, und wird Teil wahrlich fantastischer Ereignisse. Roxi Kettenbeil lässt die Natur auf magische Weise zurückschlagen – eine unterhaltsame, sehr fantasievolle Geschichte.

»Erinnerung aus Jadestaub« von Heike Knauber ist eine klassische Fantasygeschichte im mittelalterlichen Japan, wo die Familie der Protagonistin von den Truppen der Kaiserin angegriffen wird. Dieser gefällt es nicht, dass Ayume und ihr Mann ihre Arbeiter gut behandeln und so Begehrlichkeiten in der Bevölkerung wecken könnten. Ayume bereitet sich auf das Duell zwischen ihrem Mann und dem General der Kaiserin vor und will ihre Gabe nutzen: Niemand kann sie lesen, doch sie kann in die Gedanken anderer eintauchen und sogar Körper innerlich manipulieren. Ayume hofft, dass sie den Kampf zugunsten ihres Mannes beeinflussen und damit ihren kleinen Sohn retten kann, doch ein Hinterhalt macht ihre Bemühungen zu Nichte und zwingt sie, zu improvisieren. Die Geschichte lebt vor allem durch die stimmungsvollen Beschreibungen des Settings und Ayumes Liebe zu ihrem Kind. Auch das Geheimnis um Ayumes Fähigkeit ist spannend, allerdings hätte sich dieses mehr für eine Novelle oder einen Roman geeignet. So fühlt es sich an, als würde man nur einen kleinen Teil einer viel größeren Geschichte lesen.

»Rat Race« von Charlotte Fondraz besteht aus einer Zugfahrt und Erinnerungen an den alten Arbeitsplatz der Protagonistin, die mit wenig Gepäck ihren Umzug bewerkstelligt. In den Rückblenden zeigt sich nach und nach der Grund für ihren Umzug, ebenso wie ihr schlechter Charakter. Die Protagonistin entpuppt sich als Mobberin, die sich mehr als daneben benommen hat und die dazu noch uneinsichtig ist. Sich dem Thema Mobbing aus Täterperspektive zu widmen, war hier eine sehr unglückliche Entscheidung. Auch ist diese Geschichte nicht wirklich fantastisch.

In »Systemausfall« kämpft ein Krimiautor mit seinem PC, der ihm mysteriöse Nachrichten anzeigt. Ein Neustart bringt nur kurzzeitig Verbesserung. Der Autor arbeitet an seinem fulminanten Finale und will eine beliebte Figur sterben lassen, doch offenbar hat jemand etwas dagegen. Immer wieder ist das Geschriebene vom Vortag gelöscht und immer wieder erscheinen kurze, seltsame Texte auf dem Monitor, die den Schriftsteller in den Wahnsinn treiben. Was genau dahintersteckt, lässt Rena Müller offen, doch die Geschichte nimmt ein ungutes Ende. Wie viele Beiträge dieser Anthologie konzentriert sich auch diese Geschichte mehr auf den Tod als das Überleben.

»Vom Überleben« überzeugt mit thematischer Vielfalt, wird jedoch selten dem Thema »Überleben« gerecht. Oft wird der Tod stärker thematisiert, oft sind es eher glückliche Umstände, die ein Überleben ermöglichen und zu selten wird der erfolgreiche Kampf ums Überleben geschildert (zum Beispiel, wie die Menschheit er-

folgreich die Klimakrise bewältigt). Viele der Geschichten sind kurzweilig, bleiben jedoch kaum länger im Gedächtnis, mit Ausnahme von »Katzendämon auf der Flucht«, »Erinnerung aus Jadestaub« von »Das blaue Gewand«, die ihr Setting jeweils sehr atmosphärisch ausgestaltet haben. Und »Gute Taten« beeindruckt mit der bedrückenden Hoffnungslosigkeit und dem durchschimmernden Zorn auf frühere Generationen, die nicht genug getan haben. Insbesondere eine Szene bei der Wasserentnahme, die eine gealterte, verbitterte Klimaaktivistin zeigt, bleibt im Gedächtnis. Zwar gibt es immer wieder mal queere Figuren in den Geschichten, doch die Überlebenskämpfe queerer Menschen spielen keine Rolle. Einerseits ist es schön, dass queere Menschen einfach da sind, doch bei dem Anthologietitel wären Beiträge zu queeren Kämpfen wünschenswert gewesen.

Die Gestaltung ist schlicht und ansprechend. Das Cover sieht toll aus und macht Lust auf den Inhalt, jedoch wird man etwas enttäuscht, da SF im Weltraum oder auf fremden Planeten kaum eine Rolle spielt. Nach jeder Geschichte finden sich jeweils Informationen zu den Autorinnen inklusive Hinweise auf weitere Veröffentlichungen, sodass man weiß, was man lesen kann, wenn einem eine Geschichte besonders gut gefallen hat.

Fazit: »Vom Überleben – Zwölf phantastische Geschichten in tödlichen Zeiten« ist eine abwechslungsreiche Anthologie, die sich auf fantastische Weise großen Themen unserer Zeit widmet: Klimakrise, künstliche Intelligenz, Ressourcenver-

brauch, Gesellschaftsstrukturen. So mancher Text konzentriert sich mehr auf den Tod als das Überleben und oft bleibt das Gefühl, dass etwas fehlt. So manche Geschichte begeistert aber auch nachhaltig, während die Science-Fiction in Anbetracht des schicken Covers zu kurz kommt.

(Judith Madera)

DIE BLAUE HUNDE VON LOP NOR

Tom Turtschi



Tom Turtschi

DIE BLAUE HUNDE VON LOP NOR
AndrosF 190, p.machinery, Winnert, September 2023

Paperback, 268 Seiten: ISBN 978 3 95765 352 9

Hardcover, 308 Seiten: ISBN 978 3 95765 349 9

E-Book: ISBN 978 3 95765 753 4

Mit bislang einem Roman – »Gotteszone« – und einer Handvoll Kurzgeschichten hat sich der 1964 geborene Tom Turtschi zu einer der originellen Stimmen der gegenwärtigen deutschsprachigen Science-Fiction entwickelt. Wie Wolf Welling und Michael Iwoleit beinhalten seine fantastischen Texte immer einen politisch realistischen Kern; zeichnen sich durch eine nuancierte Charakterisierung nicht nur der handelnden Hauptpersonen, sondern aller Protagonisten aus. Dieser Respekt gegenüber den fiktiven Figuren wird verbunden mit klassischen, manchmal auf den ersten Blick auch fälschlich zum Klischee gewordenen Aspekten des Science-Fiction-Genres mit neuen Interpretationsansätzen. »Die blauen Hunde von Lop Nor« ist aber mehr als eine zeitkritische Geschichte, deren Wurzeln in Rainer Erlers entsprechenden Filmen der Siebziger- und Achtzigerjahre liegen. Gleichzeitig ist es eine zum Scheitern verurteilte Liebesgeschichte und zusätzlich eine historisch aufklärende Zeitreise entlang der Geschichte der Farbe Blau und ihres Entstehens. Das wirkt auf den ersten Blick chaotisch, vielleicht auch langweilig, aber Tom Turtschi hat die drei Handlungsstränge erstaunlich eng miteinander verbunden.

Dabei erscheinen die blauen Hunde in mehrfachen Inkarnationen. Auf der einen Seite sind es Kunstwerke, eine Hundefamilie bestehend aus Rüde und Hündin sowie drei Welpen, welche ein Vater auf einer seiner langen Reisen zu Marco Polos Zeiten seiner Familie als Geschenk mitbringen will. Die Tiere sind sorgsam verpackt und werden zwischen Papier versteckt. Papier in dieser Qualität begann

ebenfalls aus China kommend, die Welt zu erobern. In den Zwischenkapiteln wird über das absurde Verhalten der Menschheit ein Gericht gehalten. Die Hintergründe eröffnet der Autor den Lesern erst gegen Ende der Geschichte.

Ausgangspunkt der Geschichte ist allerdings in beide Richtungen Martin Eberhard. Er hat in seinem in der Schweiz gelegenen Labor eine Tomate entwickelt, welche gegen die weltweit grassierende Tomatenseuche resistent ist. Die Tomate heißt »Blue Dragon«. Im Auftrag seines Konzerns – die beiden Firmen gehören im Grunde einer natürlich chinesischen Mutter – nach Xinjing, um die entsprechenden Verträge zur Beimischung des notwendigen Düngers zu unterzeichnen. China ist inzwischen für achtzig Prozent der weltweiten Tomatenproduktion verantwortlich. Auch dieser Aspekt wird in einer der in diesem Fall verbal vorgetragenen Zusammenfassungen zum Thema Globalisierung gestreift. Tom Turtschi eröffnet aber ab diesem Augenblick und relativ spät in seinem Buch eine weitere Flanke. Wie weit würde ein Konzern gehen, um endgültig die Konkurrenz zu zerschlagen und ein weltweites Monopol zu gewinnen? Das Beispiel Tomaten und damit Tomatensoße in Dosen mag absurd erscheinen, aber die von Tom Turtschi aufgeworfenen Fragen lassen sich leicht angesichts des Macht Hungers nicht nur Chinas mit seinem Politikomitee sehr schnell globalisieren. Und die Folgen von Globalisierung ist eines der Themen dieser Geschichte.

Der Direktor der Düngerfabrik lässt ihn warten. Martin Eberhard hatte sowieso im Anschluss an die Verhandlungen einen

zweiwöchigen Urlaub, compliancegerecht auf eigene Kosten geplant, sodass er zusammen mit der attraktiven Reisebegleitung Sakhila und Fahrern zu einer Sightseeingtour in die Geschichte Chinas, aber auch deren groteske Auswüchse in der Gegenwart aufbricht. Auf dieser Reise muss aber etwas geschehen sein, wie der Prolog deutlich macht. Tom Turtschi verweigert eine klassische chronologische Erzählung. Auf der anderen Seite springt er auch nur bedingt zwischen den Zeiten und auch den einzelnen Spannungsbögen innerhalb der einzelnen Handlungsabschnitte hin und her. Tom Turtschi spielt trotz der ungewöhnlichen Struktur und des interessanten wie exotischen Themas seiner Geschichte gerne auf der Klaviatur der Spannungsliteratur, in dem er bei seinen Lesern Erwartungen weckt, die er auf eine teilweise gänzlich andere Art und Weise einlöst.

Die Reise führt – unabhängig von den zwischenmenschlichen Spannungen – von den Anfängen der chinesischen Mauer und einer der ersten ökologischen Katastrophen im Reich der Mitte über Naturphänomene, die mit kindlicher Freude ausprobiert werden, hin zu den endlosen Wüsten, in denen China neben dem Abbau von wichtigen Rohstoffen auch seine Atomwaffen und Wasserstoffbomben ausprobiert hat. Dass Nachbauten von amerikanischen Kriegsschiffen mitten in der Wüste Angriffe auf den westlichen Feind zu simulieren ermöglichen, ist der bizarre Höhepunkt einer Reise, die dem Westen immer fremdartig bleiben wird. Neben den illegalen Goldschürfern folgen sie den über Jahrtausende untergegangenen Städten und manchmal auch Völkern ent-

lang der legendären Seidenstraße, welche einen wichtigen roten und nicht blauen Faden innerhalb der Handlungsebene Vergangenheit bilden. Im Nachwort spricht der Autor davon, dass er sich mittels Bildbänden, Sekundärliteratur und schließlich auch im Internet schlaugemacht hat. Im Gegensatz zu seinen tragischen Protagonisten hat der Schweizer diese Reise (noch?) nicht unternommen.

Diese umfangreiche geologische Recherche in einem Roman verwoben ist die größte Stärke dieses Buches. Wie Karl May, aber im Gegensatz zu anderen Reise-schriftstellern wie Friedrich Gerstäcker entsteht durch die sprachliche Eleganz; die eindringlichen Beschreibungen und schließlich auch die Emotionalität ein dreidimensionales Bild dieses herausfordernden wie exotischen Landes mit seiner langen, fast erdrückenden Geschichte und den unwirtlichen Landschaften, die durch den jahrhundertelangen Eingriff der Menschen noch herausfordernder und karger geworden sind. Wenn es eine Mondlandschaft im metaphorischen Sinne auf Erden geben sollte, dann hat Tom Turtschi ihr in diesem erstaunlich sprachgewaltigen Roman ein literarisches Denkmal erschaffen. Wolf Welling ist in einer seiner in »Nebewelten« veröffentlichten Kurzgeschichten diesem Science-Fiction-Platz auf Erden ebenfalls erstaunlich nahe gekommen. Dabei ist die Gegenwartsebene noch faszinierender als die ersten Reisen zu Marco Polos Zeiten durch die endlosen Wüsten, deren größte Herausforderung die Hitze und der Wassermangel gewesen sind. Aber keine illegale Verklappung von gefährlichen Industrieabfällen oder die Ver-

strahlung durch unzählige Atom- oder Wasserstoffbombentests wie in der heutigen Zeit.

Mit der Vergangenheit ist auch die Geschichte des Farbstoffs »blau« in seinen unzähligen Inkarnationen verknüpft. Diese gedankliche Zeitreise führt den mit der Situation auch emotional überforderten Chemiker aus dem Mittelalter mit den ersten Blaukompositionen über den Beginn der industriellen Produktion in die Gegenwart. Die Firmengeschichte einiger Großkonzerne wie BASF und Bayer – das Abfallprodukt der Blauproduktion wird zu einem heute bekannten Mittel gegen Kopfschmerzen – ist dabei geschickt in diese Farbenevolution integriert. Auch die Kunst kommt nicht zu kurz. Tom Turtschi weist auf einige Maler hin, die »Blau« eine ganz besondere Note gegeben haben. Es ist aber kein euphorischer Bericht, denn Fortschritt ist nicht selten mit menschlichen Opfern und Tragödien gepflastert. Umweltverschmutzung und einhergehend damit auch Umweltschutz sind Themen, die den Menschen seit dem 19. Jahrhundert begleiten. Und damit meint der Autor nicht die Verklappung von Industrieabfällen in der Nordsee oder das Abwässern in den Rhein, in der Hoffnung, dass der Fluss die Schadstoffe ausreichend verdünnt. Ob in Europa oder China, die Themen sind gleich. Der Umgang des Staates mit diesen brennenden Fragen könnte nicht unterschiedlicher sein. Der Leser erfährt sehr viel über die Farbe Blau, ohne dass der Roman an Tempo oder sprachlicher Eleganz verliert. Das Wissen wird eher unauffällig in die Handlung eingestreut, ist aber elementar, um

der Haupthandlung folgen zu können. Erst gegen Ende des Romans scheint Tom Turtschi ein wenig an Elan zu verlieren und greift auf immer umfangreichere direkte Zitate zurück. Isoliert sind diese interessant, aber in der vorliegenden abschließenden Häufigkeit beginnen sie, den Roman ein wenig zu erdrücken. Und das gegen Ende, wenn der Leser den anderen, dynamischeren Handlungsbögen mehr Aufmerksamkeit schenken möchte. Und das hat nichts mit den blauen Tomaten zu tun, welche ein Grundproblem der fiktiven Gegenwart des Plots lösen sollen.

Die drei letzten Flanken des Buches sind die schon angesprochenen zwischenmenschlichen Beziehungen; die düstere politische Gegenwart eines sich vom exzessiven Kapitalismus zur »die Partei hat immer recht« zurückentwickelnden Chinas, dessen wirtschaftliche Probleme immer deutlicher werden und nicht mehr alleine mit aggressiver Expansion in den feindlichen Westen zu lösen sind und schließlich die »blauen Hunde«, welche über die Menschen Gericht halten.

Ob es sich bei diesen intelligenten Hunden und ihrem teilweise ein wenig wie ein Parodie wirkenden Gerichtsverfahren um eine tatsächliche Begegnung der ersten Art mit einer anderen Intelligenz handelt, bleibt abschließend offen. Ihre Argumente sind stichhaltig. Vielleicht schießt Tom Turtschi proklamatisch ein wenig über das Ziel hinaus, wenn er beispielsweise das Aufsammeln von Hundekot – zwei Wochen Verfallsdauer – in Plastiktüten – zweihundert Jahre – moniert, aber der Blick von außen auf die irrationalen Handlungen der Menschen aus einer fikti-

ven wie ungewöhnlichen Perspektive öffnet Augen.

Dieses Gerichtsverfahren geht aber im direkten Vergleich mit der Reise durch ein unbekanntes Land ein wenig unter. Die Ausbeutung und Unterdrückung der Uiguren wird an einigen Stellen drastisch vor Augen geführt. In der Provinz ist China ein Land, in dem die Wegelagerer Uniformen tragen und bewaffnet sind. Sie drangsalieren die Bevölkerung. Alles ist in diesem Land genau strukturiert. Die Zukunft der Menschen wird festgelegt, eine geistige Freiheit gibt es genauso wenig wie ein freies Internet. Eine kontinuierliche Überwachung findet statt. Eberhard merkt das nicht nur in seinem Hotel oder dem Chemiekomplex mitten in der Wüste, in dem er seine Forschungen präsentieren soll, selbst im Touristikwagen findet er gut versteckt eine Kamera. Tom Turtschi kommentiert dieses paranoide Regime nur bedingt. Warum es funktioniert, ist wahrscheinlich eines der großen Geheimnisse der Volkswirtschaft und unterstreicht eher das Trägheitsmoment.

Sahkila legt ihre attraktiven Finger gleich in eine Vielzahl von Wunden. Sie dient als Mittler zweier Welten. Auf der einen Seite eine Uigurin, die Eberhard etwas mehr über ihre Familie, aber auch ihre genormte Erziehung abseits ihres eigentlichen Traums erzählt. Auf der anderen Seite vom Regime angestellt, um Eberhard wahrscheinlich auch den Kopf zu verdrehen und abzulenken. Ihre Ambivalenz macht den Reiz der Beziehung zwischen den beiden Hauptfiguren aus. Eberhard wirkt eher wie eine Chiffre, ein reagierender Schatten oder besser ein Fisch,

der sich außerhalb des Wassers bewegt und irgendwie im übertragenen Sinne geistig zu überleben sucht. Sahkila ist entschlossener und scheut sich auch nicht, das Gesetz zu übertreten. Dabei legt Tom Turtschi einige falsche Spuren, um die Spannungskurve nicht zu vernachlässigen.

Ihre beiden Begleiter auf der Reise werden vielleicht ein wenig klischeehaft beschrieben, aber jeder erhält ein oder zwei kleine Szenen. Insbesondere Li mit seinem Phlegma, dann wieder aus dem Nichts heraus einigen pointierten Bemerkungen, ist eine Figur, die sich in der Geschichte immer weiterentwickelt und schließlich zu einem schweigenden Vertrauten wird. Auch wenn es inzwischen ein Klischee ist, Tom Turtschi beschreibt eine Reise, beginnend mit dem ersten zögerlichen Schritt in eine fremdartige, bizarre Welt, welche das Innere der Protagonisten nach außen kehrt. Gleichzeitig ist es auch eine Reise in das eigene Ich, ein Blick in den Eulenspiegel, der keine Grautöne zulässt und das naive Handeln des Chemikers Eberhard auch als eine Art Selbstschutz entlarvt.

Die Grundhaltung des Romans ist ökologisch nachhaltig; antikapitalistisch; der Globalisierung als verdammenswert, aber auch teilweise notwendigen Fortschritt auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner ansieht und für den Wirtschaftskriege immer noch eine Opportunität abseits jeglicher Logik sind. Das alles aus den nicht immer wohlwollenden Augen der blauen Hunde von Lop Nor, deren Zeugnis für die Menschheit verheerend ist. »Die blauen Hunde von Lop Nor« ist

kein einfacher Roman. Tom Turtschi will auch provozieren. Aber moderne Science-Fiction mit einem Bein in der dunklen Gegenwart, reale Exzesse extrapolierend, aber manche Dinge auch relativierend ist in dieser Qualität weiterhin selten.

(Thomas Harbach)



Uschi Constanze David
**Brand der
Liebe**

♥ Zwischen den Stühlen ♥

Uschi Constanze David
BRAND DER LIEBE
Zwischen den Stühlen 11
Zwischen den Stühlen @ p.machinery,
Winnert, Februar 2024, 280 Seiten
Paperback: ISBN 978 3 95765 378 9
E-Book-ISBN 978 3 95765 731 2

Als elften Band seines Labels »Zwischen den Stühlen« veröffentlichen Kai Beisswenger und Michael Haitel mit »Brand der Liebe« den ersten Band einer emotionalen Trilogie aus der Feder Uschi Constanze Davids. Die in Baden-Württemberg aufgewachsene Autorin hat nach einigen Jahren der journalistischen Tätigkeit ab 2008 mit dem Schreiben von Büchern begonnen. Bislang publizierte sie vier Romane und zwei Sachbücher. Wie angedeutet ist »Brand der Liebe« der erste Band einer Romantrilogie, der moderne Inkarnationen von Johann Wolfgang Goethe und seine Freundin Charlotte von Stein im modernen Weimar wieder zum Leben erwecken soll.

Der moderne Johann Wolfgang Goethe ist Spieldesigner. Noam Philipp Erbe hat gerade die Trennung von seiner Verlobten hinter sich, als dem kommenden Star der Spieleszene ein ungewöhnliches Angebot ins Haus flattert. Barbara und Carl von Bargas (Mutter und Tochter) führen die Firma BARGA IT, die sich mehr und mehr auf Spiele konzentrieren möchte. Die attraktive Barbara hat immer noch das Zeppter in der Hand, während ihr Sohn Carl eher ein Luftikus ist, der trotz seiner Beziehung lieber Wein, Weib und Gesang frönt. Wie Carl überhaupt geschäftliche Entscheidungen treffen soll, bleibt während des ersten Bandes dieser Trilogie vollkommen im Dunkeln. Barbara von Bargas ist an Erbe interessiert und will ihn nach Weimar locken. Carl soll diesen Auftrag übernehmen. Erbe sieht in der Provinz seine Chance, sich auf der einen Seite weiter zu entwickeln, auf der anderen Seite den Frauen zu entkommen. Na-

türlich ein fataler Irrtum. Bei der Exposition des Konzepts geht Uschi Constanze Davids sehr geschickt vor. Der Leser ist schnell der Ansicht, dass Barbara von Bargas mehr als ein geschäftliches Interesse an dem smarten, ein wenig eitlen, gut aussehenden Erbe hat.

Natürlich ist Erbe kein Goethe. Aber seine Liebes-WhatsApp-Nachrichten kommen aus der Sicht der heutigen Zeit den mehr als eintausendsiebenhundert erhaltenen Briefen Goethe als Constanze von Stein sehr nahe. Goethe als der aufstrebende Dichter in einem Weimar, das neben seiner Persönlichkeit allerdings auch Schiller – ebenfalls ein Freund von Constanze von Stein-, aber auch Herder die Freiheit gegeben hat, ihrer Kunst zu folgen. Erbe als der nach nur zwei Spielen mit kleinen Fehlern gehypte Superstar der Gamerszene, der vor allem mit seinem zweiten großen Wurf auch Frauen vor den Computer geholt hat.

Aber Barbara von Bargas wird nicht zu Charlotte von Stein. Diese Rolle soll Ellin übernehmen. Glück- und lieblos mit dem Gutsverwalter der von Bargas Jo verheiratet. Es gibt zwischen diesen beiden Frauenfiguren einige Ähnlichkeiten, aber auch große Unterschiede. Ellin ist die Mutter von drei Kindern, Charlotte von Stein hatte schon sieben Kinder, als sich der junge Goethe Hals über Kopf in die Frau verliebte. In beiden Geschichten sind Ellin bzw. Charlotte sieben Jahre älter als der liebtestolle junge Mann. In ihrem posthum veröffentlichten Stück »Dido« ging Charlotte von Stein auf diese Beziehung zum ersten Mal ein, während sie Goethe bis zu dessen überstürzter Italienreise, die spä-

tere Heirat mit der bürgerlichen Christiane Vulpius und dem darauf resultierenden Bruch, zu zahlreichen seiner Frauenfiguren inspirierte.

Welche Art das Verhältnis zwischen Charlotte von Stein und Goethe wirklich gewesen ist, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Es kann platonisch erotisch oder auch sexueller Art gewesen sein. Uschi Constanze David macht am Ende ihres ersten Teils klar, in welche Richtung es bei dieser modernen Version geht.

Der größte Unterschied sind aber die jeweiligen Stände. Goethe als »einfacher Dichter« und eine Frau aus hohem Hause stehen der bürgerlichen Ellin und dem nur aufgrund seiner Leistungen zum Superstar erhobenen Erbe gegenüber. Die beiden Adligen von Bargas fallen von Beginn an unter den Teppich.

Es gibt aber noch einen anderen Unterschied zwischen diesen beiden Liebesgeschichten. Charlotte von Stein und Goethe haben sich von alleine aufeinander zu bewegt. Zwar ist geschichtlich belegt, dass Charlotte von Stein eine Art Pflichtheirat mit allerdings den angesprochenen sieben Kindern eingegangen ist, während Ellin quasi von ihrem untreuen Ehemann dazu gedrängt wird, sich ein wenig mehr um Erbe zu kümmern, der ansonsten in Weimar verkümmern könnte. Jo ist dabei aus Eigennutz großzügig, denn inzwischen hat er eine Affäre mit der Mutter einer Schulkameradin seines Sohns, die ihm sexuell alle Wünsche erfüllt.

Der Leser muss dieses emotionale Gerüst akzeptieren, damit die Geschichte – sehr viel Geduld erfordernd – auf eine moderne, wie auch irgendwie positiv ge-

sprochen antiquierte Art und Weise funktioniert. Erbe begegnet Ellin im Fahrstuhl und ist sofort in die ältere Frau verliebt. Er beginnt ihr Komplimente zu machen, die durchaus auch erotisch sexuelle Anspielungen enthalten. Sie begegnen sich immer wieder, Ellin wird schließlich in seine Abteilung versetzt. Erbe ist im Grunde Perfektion pur. Gut aussehend, intelligent, charmant, sexuell attraktiv; kein Stubenhocker, wie die Sauf Touren mit seinem neuen Chef beweisen und schließlich auch ein perfekter Vater. Schnell gewinnt er das Vertrauen der drei Kinder Ellins, passt auf sie auf und kommt mit ihnen besser zurecht als der eigentliche Vater, der Besuche bei der Familie vom Gestüt der von Bargas kommend eher als Pflichtaufgabe ansieht. Vielleicht beschreibt Uschi Constanze Davids diesen Erben als zu perfekt. Stoisch leidend erträgt er auch Ablehnung, will sich nicht mit anderen Frauen treffen und agiert teilweise wie eine Art treuer Hund, der nur auf ein wenig Streicheln seiner »Herrin« wartet. Diese teilweise fast devote Haltung fasziniert Ellin, die ihrerseits aber einen echten Mann mit Gefühlen sucht, der sie so liebt, wie sie ist. Eine schlanke Frau mit einem durch drei Schwangerschaften üppigen Busen, intelligent und ordnungsliebend, ihre Karriere im Unternehmen eher widerwillig opfernd.

Den größten Teil dieses Romans bewegen sich Erbe und Ellin aufeinander zu. Wie zwei Königskinder können sie noch nicht zueinander kommen. Das Wasser ist nicht zu tief. Es ist eine Mischung aus Komplexen und Missverständnissen. Aus altem Ständedünkel bei Ellin, die Treue als oberstes

Gebot in ihrer Ehe ansieht, auch wenn ihr Mann sie seit vielen Jahren nicht mehr anrührt und sie ahnt, dass er vielleicht auch eine andere hat. Erbe versucht sich verzweifelt mit dem »Wissen« eines sechsundzwanzigjährigen »Knaben« dieser reifen Frau in voller Blüte zu nähern. Seine WhatsApp-Nachrichten oder E-Mails sind voller Emotionen. Himmelhoch janzend und gleichzeitig auch zu Tode getrübt, wenn es Missverständnisse gibt.

Vielleicht hat auch die Autorin auch die Schwierigkeit erkannt, dass diese Romanze nicht wirklich vorangeht und platziert deswegen mehr und mehr unsympathische, teilweise klischeehaft eindimensional gezeichnete Protagonisten um ihre beiden Helden, welche sie mehr und mehr aufeinander zu bewegen lassen.

Erbe und Jo ziehen zusammen mit Carl um die Häuser. Huren, Alkohol und Drogen. Das perfekte Jetsetleben der Designerjunkies. Angetörnt vom Erfolg, reich und arrogant selbstverliebt. Frauen sind Objekte, die sich ihnen an den Hals schmeißen. Keine der Nebenfiguren ist wirklich dreidimensional gezeichnet. In einem weniger extremen Umfeld würde die Romanze vielleicht sogar noch natürlicher erscheinen.

Jo ist inzwischen von Ellin angewidert. Immer wieder kommt es zum Streit. Der Versuch, den eigenen Mann zu verführen, scheitert. Scheidung kommt für Ellin so lange nicht infrage, bis die Kinder volljährig sind. Und das ist noch eine Zeit. Erbe findet sie attraktiv, aber ihr moralischer Kodex hindert sie, näher auf seine Annäherungen einzugehen. Jo schiebt seine Frau förmlich an Erbe ab. Erbe scheint die

Zukunft von BARGA IT zu sein. Ellin hat nebenbei ein wenig programmiert und in die Konzeption von Spielen geschaut. Aber sie kann natürlich Erbe weder das Wasser reichen noch ist sie ein guter Helfer. Aber Jos Bitte, sich um Erbe zu kümmern, in Kombination mit einem neuen Job innerhalb der Firma öffnet eine Reihe von Türen und Toren. Jetzt sehen sich die beiden täglich. Das eröffnet Chancen, aber auch Hindernisse. So weiß sie eine »berufliche« Tour mit Erbe ab, weil er den Firmenwagen nicht rechtzeitig geliehen hat und damit eine gute halbe Stunde zu spät zum Abfahrtszeitpunkt gekommen wäre. Das Verhalten wirkt arrogant und zickig. Ellin ist eine Frau voller Komplexe. Der Charakter ist zwar dreidimensional angelegt, aber der Leser soll auch in Zeiten der »Me too«-Bewegung und strengen Verhaltensrichtlinien am Arbeitsplatz glauben, dass Ellin bereitwillig und fast umgehend auf die doch aggressiven Avancen Erbes eingeht. Sein Sonderstatus in der Firma kann teilweise als Erklärung dienen, wirkt aber nicht abschließend überzeugend genug.

Erbe manipuliert Ellin auch ein wenig, indem er ihre Schwachstellen-Hilfsbereitschaft – ausnutzt, wenn der direkte Kontakt schwierig ist. Als Charakter ist der attraktive, aber auch selbstbewusste Erbe eine schwierige Figur. Die fast egoistische Empathie für einen anderen Menschen; die wahre Liebe auf den ersten Blick muss der Leser literarisch akzeptieren und sich gedanklich wieder zu Goethe und Charlotte von Stein zurückversetzen, damit es funktioniert. Eine emotionale Romanze aus einem anderen Jahrhundert in der

sterilen Gegenwart. Von dieser Seite kann man sich am ehesten der Geschichte nähern.

»Brand der Liebe« ist eine herausfordernde Lektüre. Die Autorin macht es sich in einzelnen Punkten auch nicht wirklich leicht. Sie versucht, eine erotische Spannung aufzubauen, bleibt aber nicht selten in ersten Ansätzen hängen. Das liegt weniger an einer Untertreibung, sondern eher an einer Übertreibung. Statt einer Liebesgeschichte präsentiert die Autorin einzelne Szenen aus einem Softporno. Auf der einen Seite ist diese Art der Modernisierung opportun, aber ihr fehlt die Atmosphäre, diese bedingungslose Art der Liebe aus dem Nichts, welche die Geschichte verdient hätte. Es ist unmöglich, die Autorin mit Goethe oder Thomas Mann in seinem Meisterwerk »Lotte in Weimar« zu vergleichen. Das ist sicherlich auch nicht das Ziel der Geschichte, aber an einigen Stellen macht es sich die Autorin wie Jos Manipulation zu leicht. An anderen Stellen wirken sowohl der Hintergrund wie auch die Nebenfiguren übertrieben eindimensional charakterisiert, sodass in der Welt, welche viele Leser wahrscheinlich eher kennen, Ellin die einzige vernünftige Person mit Intellekt und offenen Augen ist, während Erbe noch ein Grenzgänger zwischen beiden Welten ist. Das ekstatische Vergnügen der angeblichen Designerszene mit Drogen, Alkohol und exzessiven Partys; auf der anderen Seite das potenzielle Familienleben mit Ellin und ihren Kindern. In seinem tiefsten Inneren weiß Erbe, welche Welt er momentan gerne hätte. Aber aus der anderen Welt seiner Arbeitgeber kann er auch nicht entfliehen.

Auffallend ist, dass Barbara von Bargas Erbe geholt hat und dann lange Zeit bis auf ein Gespräch aus dem Roman verschwindet. Dabei stellt sie eine der interessantesten Frauenfiguren neben Ellin dar. Sie ist vermögend und die Firma auf dem Papier an ihren Sohn übergeben. Sie ist aber weiterhin in der Leitung, verfügt über einen großartigen geschäftlichen Instinkt und kann unorthodoxe Entscheidungen treffen. Sie ist attraktiv, sexuell auf einem gehobenen Niveau aktiv und könnte zu einer Konkurrentin für Ellin werden. Aber im ersten Band dieser Trilogie ist diese Figur so unterentwickelt, wie Ellin untervögelt ist. Dabei verschenkt die Autorin – wie angesprochen – sehr viel Potenzial, konzentriert sich vor allem auf die schwierige, aber am Ende der Geschichte einen Meilenstein erreichende Liebesgeschichte, die eher von Goethes Anhimmlung der von Stein inspiriert ist, als dass es der Autorin gelingt, diese beiden Figuren in der Gegenwart der Weimarer Spieleszene zum Leben zu erwecken.

(Thomas Harbach)

Wilhelm Lamszus

DAS MENSCHENSCHLACHTHAUS

Hirnkost, 2024, Hardcover, 240 Seiten

ISBN 978-3988570369

Der sechste Band der Reihe »Wiederentdeckte Schätze der deutschsprachigen Science Fiction« ist im positiven Sinne eine Mogelpackung. Im Gegensatz zur landläufigen Gepflogenheit, den Inhalt aufzublähnen, beinhaltet dieses kleine Bändchen nicht nur den 1912 veröffentlichten Kurzroman »Das Menschenschlachthaus«,



sondern auch dessen Fortsetzung »Im Irrenhaus«, die 1914 druckfertig vorgelegen hatte, aber aufgrund des ausbrechenden Ersten Weltkriegs wie der erste Teil nicht mehr (nach-) gedruckt oder ausgeliefert werden konnte. Erst fünf Jahre später erschien das Büchlein mit einem informativen Vorwort von Carl von Ossietzkys. Weiterhin finden sich neben einer ausführlichen Vorstellung des Autors Vorworte und vor allem internationale Rezensionen zu »Das Menschenschlachthaus« im ausführlichen Anhang.

»Das Menschenschlachthaus« ist im Gegensatz zu vielen, in verschiedenen Ländern Europas publizierten und von Franz Rottensteiner in »Zukunftskriege in der Science Fiction« vorgestellten utopischen Kriegsromanen eine dunkle Vision

des kommenden Unheils. Es ist nicht unbedingt ein Roman, bestehend aus »Bilder vom kommenden Krieg«, sondern eine interessante und verstörend reale Extrapolation der militärischen Technik, die Wilhelm Lamszus in Augenschein nehmen konnte. Nicht alles hat der in Altona geborene und auch in Hamburg verstorbene Reformpädagoge und Antikriegsschriftsteller vorsehen können. Panzer fehlen in seiner intensiven Beschreibung der kommenden Grabenkriege mit ihren verzweifelten Angriffen auf die Maschinengewehrnester des Verderben aus seiner Deckung streuenden Feindes, nächtlichen Bombenangriffen und schließlich dem aufkommenden Wahnsinn in den Schützengräben.

Wilhelm Lamszus ist kein gänzlich Außenstehender. Ein Jahr leistete Wilhelm Lamszus seinen Militärdienst ab. Hier entstand auch die Keimzelle seines Romans »Menschenschlachthaus«. 1903/1904 diente er im Hamburger Infanterieregiment »Hamburg« als Freiwilliger und nahm später als Reservist im Lokstedter Lager an einer Übung teil. Hier lernte er zum ersten Mal die Benutzung von Maschinengewehren kennen und ihm schwante vor allem hinsichtlich der Menschen Böses, welche diese Maschinengewehre bedienen sollten. Ganz bewusst mittig auf die Leiber der anstürmenden Soldaten zielend einen tausendfachen Tod verbreitend.

Vorher und nachher unterrichtete er an verschiedenen Hamburger Schulen, wobei er mit seiner reformpädagogischen Streitschrift »Unser Schulaufsatz, ein verkappter Schundliterat« – geschrieben mit

Adolf Jensen – für Aufsehen sorgte. Carl und Gert Hauptmann sowie Heinrich und Thomas Mann begrüßten die Ansätze, während Lamszus strafversetzt wurde. Das war im Jahr 1910. Nach der angesprochenen Teilnahme an der Lokstedter Übung verfasste Wilhelm Lamszus innerhalb von wenigen Tagen 1912 »Das Menschenschlachthaus«. Der Roman erschien nicht nur in Deutschland und war kurze Zeit sehr populär, das Buch wurde auch in acht Sprachen übersetzt. Die erste Übersetzung erfolgte ein Jahr später ins Englische.

Für Lamszus hatte das Buch Konsequenzen. Er wurde als Beobachter der deutsch-französischen Fremdenlegion nach Nordafrika versetzt. Die Recherche seiner Arbeit publizierte der Hamburger 1914 in dem Buch »Der verlorene Sohn«.

»Das Irrenhaus« erschien nach dem Ersten Weltkrieg, obwohl es zeitgleich mit »Der verlorene Sohn« verfasst worden ist. Handlungstechnisch schließt der Plot unmittelbar an »Das Menschenschlachthaus« an und ist in vielen politischen Punkten nicht weniger prophetisch. Zwar sind die beiden Bücher von der Realität und dem Grauen des Vernichtungskriegs eingeholt worden, aber im Gegensatz zu den schnell schweigenden Massen setzt sich der Autor mit Einzelschicksalen als Metaphern für eine gesellschaftliche Verrohung und vor allem dem Hang zur Sinnlosigkeit auseinander. »Das Irrenhaus« ist genauso eine isolierte Welt für sich, mit den Verwundeten und Sterben als Insassen wie Thomas Manns späterer Klassiker »Der Zauberberg«, in dem die Patienten von oben dem europäischen Treiben zusehen.

Bis 1933 konnte Wilhelm Lamszus an verschiedenen Schulen unterrichten. Die Nationalsozialisten entfernten ihn als einen der ersten Lehrer aus dem Schuldienst. Er lebte von einer kleinen Pension und Journalistenaufträgen, unter Pseudonym veröffentlicht. Nach dem Zweiten Weltkrieg trat Lamszus wieder in den Schuldienst ein und arbeitete unter anderem an der Entwicklung von Kinderhörspielsendungen für den Norddeutschen Rundfunk. 1965 starb Wilhelm Lamszus in Hamburg.

Sowohl »Das Menschenschlachthaus« als auch »Das Irrenhaus« werden aus der intimen Ich-Erzählperspektive eines durchschnittlichen, ein wenig sozialistisch angehauchten und namenlosen Protagonisten beschrieben. Auch wenn es keine offizielle Kriegserklärung zu geben scheint und dadurch das Feindesland nicht explizit nennt, wird an mehreren Stellen deutlich gemacht, dass es wieder gegen Frankreich geht. Der Erzähler erinnert sich an eine Reise nach Frankreich, als sich eine Mutter weinend von ihrem Sohn verabschiedet. Der Krieg zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich 1870/1871 ist den jetzt eingezogenen und schließlich vorrückenden Soldaten nicht mehr präsent. Den Politikern auch nicht mehr, denn der Ich-Erzähler erfährt nichts über den Hintergrund dieser Auseinandersetzung. Von der Kanzel und während des ersten Appells werden Floskeln präsentiert, aber auffällig ist, dass auch verheiratete Männer mit Kindern eingezogen werden. Der Krieg scheint schon viele Kinder gefressen zu haben, ohne dass es in der Öffentlichkeit breit getreten worden ist.

In einem expressionistischen Stil konzentriert sich der Autor auf das Wesentliche. Der Vater von zwei Kindern wird eingezogen, der Abschied ist rührend. Die Ausbildung erfolgt innerhalb weniger Tage, wobei den staunenden Soldaten eine neue Art von Granaten vorgeführt wird, die in der Luft explodiert und splittert. Die Präzision ist schockierend, wie die Soldaten an den Schießscheiben sehen. Mit dem Maschinengewehr sind die jungen Rekruten vertraut. Der Ich-Erzähler ahnt, dass die Vernichtung des Feindes und nicht mehr der klassische triumphale, unter persönlichen Opfern erzielte Sieg im Mittelpunkt dieses Kriegs steht. Innerhalb weniger Tage geht es an die schon bestehende Front. Ihnen begegnen die nicht weggeräumten Leichen der eigenen Armee.

Der Feind ist im Grunde gesichtslos. Absichtlich beschreibt Wilhelm Lamszus nicht den Kampf Mann gegen Mann, die – zynisch gesprochen – edle Auseinandersetzung, sondern angeführt von einem eher überforderten jungen Hauptmann, welcher mit seinem schönen Antlitz eher der Literatur als dem Feld entstieg ist, sollen sie den Feind, versteckt in einem Wald und mit Maschinengewehren ausgestattet, angreifen. Der Angriff wird zu einem Desaster. Das Feld ist überfüllt mit Toten und Sterbenden. Neben dem Ich-Erzähler ist ein burschikoser Holsteiner aus Kiel der einzige Charakter, dem der Autor ein Gesicht, eine Persönlichkeit verleiht. Emotionslos erlöst er einen der sterbenden Soldaten. Er klagt, dass seine Frau und die Kinder jetzt kein Geld mehr haben, wo er an der Front dienen muss. Nur

tot ist er aufgrund der Witwenrente etwas für die Familie wert. Er ist auch der erste Soldat, der in dieser kleinen Einheit psychisch zusammenbricht und seinen direkten Vorgesetzten mit einem Schuss ins Gesicht förmlich hinrichtet.

Am Ende dieser Novelle hat sich der Krieg an diesem Frontabschnitt selbst aufgefressen – alle Soldaten sind tot und der Ich-Erzähler wählt den aus seiner Sicht einzigen konsequenten Weg, aus diesem Chaos zu entkommen. Für die damalige Zeit ist das »vorläufige« Ende noch schockierender als die zynische, aber realistisch extrapolierte, fast pädagogisch dozierende Auseinandersetzung mit der Art des Krieges.

Die »eigenen« Soldaten wissen nicht, ob sie wirklich auf den Feind im Wald schießen. Während des Angriffs hatte der Ich-Erzähler das Gefühl, als befände er sich in der tiefsten Vergangenheit und schlage die Schlacht im Teutoburger Wald. Er versucht, zwischen den einzelnen Baumarten zu unterscheiden. Nachts kommt es zusätzlich zu Angriffen aus Zepelinen, Bomben werden abgeworfen. Geschlafen wird in den Gräben. Die Soldaten finden keine Ruhe, wobei der Gefechtslärm besser zu ertragen ist als die lauten Gebete eines Soldaten, der den Verstand verloren hat.

Die Konzentration des Plots auf einen grausamen Moment des Kriegs als gegenwärtige Parabel auf den Wahnsinn und vor allem die Sinnlosigkeit der Auseinandersetzung – am Ende werden beide Seiten in ihren Stellungen verharren, Hunderte von Menschen sind tot und es gibt keinen einzigen Meter Geländegewinn –

erschlägt den Leser förmlich. Der Ich-Erzähler ist zwar ein Patriot, der die Notwendigkeit des Kriegs zu Beginn zu akzeptieren scheint und mit den anderen Soldaten zur Front marschiert, bewundert von den älteren Menschen, betrauert von den Frauen und Kindern, die fast mittellos zurückgelassen werden mussten. Aber kaum in der Kaserne und gleichgeschaltet beginnt er das ganze Szenario zu hinterfragen und versucht, nicht feige, aber auch nicht übermäßig tapfer einfach nur zu überleben.

Im direkten Vergleich zu Erich Maria Remarques erst 1928 veröffentlichtem und mehrfach verfilmtem Roman »Im Westen nichts Neues« ist es erstaunlich, wie genau Wilhelm Lamszus basierend auf der schon vorhandenen Technik die kriegerischen Auseinandersetzungen während des Ersten Weltkriegs voraussagen konnte. Es handelt sich um eine mahnende, aber nicht gehörte Auseinandersetzung mit der Kriegstechnik, welche sich seit dem letzten großen Krieg 1870/1871 erschreckend wie verführerisch weiterentwickelt hat und den Menschen zu einem Bestandteil einer Masse macht, nur so lange ersetzbar ist, wie es Rekrutierte gibt. Zu Beginn der Geschichte rechnet der Ich-Erzähler den Lesern vor, wie viele Kugeln sechs Millionen Soldaten auf beiden Seiten verschießen können. Zahlen, die 1912 genauso erschrecken wie die gegenwärtige militärische Auseinandersetzung in der Ukraine. Zahlen, welche die vier Jahre des Ersten Weltkriegs – vom Zweiten Weltkrieg ganz zu schweigen – deutlich übertreffen sollten. Solange diese Zahlenspielererei graue Theorie ist,

scheint der Krieg auch für den Ich-Erzähler eine dunkle Vision zu sein, eine Art Albtraum, aus dem er am liebsten schnell aufwachen möchte. Mit dem Erreichen der Front wird aus diesem Albtraum eine bittere Wirklichkeit.

1914 geschrieben, aber erst 1919 veröffentlicht, setzt »Das Irrenhaus« die Geschichte des Ich-Erzählers nahtlos fort. Er wacht in einem Frontlazarett auf und lernt das Grauen hinter der Front kennen. Die selbstlose Arbeit der überforderten Ärzte, Schwestern und Helfer. Die Forderungen der Offiziere, möglichst schnell wieder Soldaten zur Verfügung zu haben. Die Traumata und vor allem die wieder schier endlosen Zahlen der teilweise schwerstverwundeten Soldaten, die vom Fließband der Front in die Lazarette transportiert werden und möglichst schnell entweder zum Grab oder zurück an die Front sollen. Wilhelm Krull hat einige Fäden aus Carl von Ossietzkys Vorwort für seine einleitenden Worte zu »Das Menschenschlachthaus« im positiven Sinne übernommen und extrapoliert. Carl von Ossietzky hat sie aber vor dem Ersten Weltkrieg niedergeschrieben.

Sprachlich intensiv und pointiert geht der bekannte Schriftsteller, Pazifist auf die Bedeutung von »Das Menschenschlachthaus« als mahnende Warnung vor dem nächsten kommenden Krieg ein, bevor er auf die Besonderheiten von »Das Irrenhaus« eingeht, in dem die technischen Kriege der Gegenwart – wie auch der nahen Zukunft – Vergangenheit sind und sich der Autor mit den Folgen für die Menschen, die Soldaten auseinandersetzt. Carl von Ossietzky stellt die ewige Frage, ob es sinnvoll ist, das Grauen noch einmal

nachzuarbeiten oder alles zu vergessen. In die noch dunklere Zukunft schauend gibt er die richtigen Antworten und ordnet »Das Irrenhaus« noch mehr als »Das Menschenschlachthaus« als mahnendes Beispiel der Kriegsfolgen eines vollkommen sinnlosen Krieges ein.

»Das Menschenschlachthaus« spielt im Gegensatz zu »Das Irrenhaus« noch an mehr als zwei Orten. Zu Beginn werden die Soldaten eingezogen, im Eiltempo ausgebildet und über die Kirche mit dem entsprechenden Segen an die Front geschickt. In »Das Irrenhaus« spielt sich der Plot bis auf die finalen, zynischen Seite im Inneren eines Lazaretts, vermutlich in Frontnähe ab. Allerdings beginnt »Das Menschenschlachthaus« und endet in »Das Irrenhaus« am gleichen Ort. Dieser ist nicht wiederzuerkennen, wobei nicht der gesichtslose Feind dafür verantwortlich ist, sondern die eigenen Mächtigen.

Der Tod ist der große Gleichmacher. So schreibt Wilhelm Lamszus über den fiktiven patriotischen Dichter Theodor Körner, der glorreiche Hymnen auf den Krieg und das Vaterland beim Kriegsausbruch geschrieben hat. Jetzt liegt er im Sterben. Vermutlich Opfer eines Giftgasangriffs geworden. Auch dieser Punkt ist noch dunkel prophetisch in dieser düsteren Geschichte, in ferner Zukunft. Keine drei Jahre nach der Niederschrift des Manuskripts sollten die Deutschen die Ersten sein, die Giftgas gegen feindliche Soldaten in ihren Schützengräben anwenden. In einer seiner späteren Arbeiten, die Lamszus in seinem Hamburger Haus zum Schutz der eigenen Familie eingemauert hat und die erst im 21. Jahrhundert gefunden worden

sind, sollte sich der Hamburger intensiv und genauso schockierend mit diesem Thema auseinandersetzen. Nichts ist geblieben von dem Papierheroismus der Kriege vor dem 20. Jahrhundert. Wie viele andere Menschen wird Kröger in diesem Irrenhaus wie in Zeitlupe sterben.

Wie in »Das Menschenschlachthaus« noch eine Vision, geht der Krieg scheinbar aus dem Nichts zu Ende. Die echten Soldaten stehen sich nicht mehr mit Gewehren gegenüber, sondern rauchen Pfeife und plaudern wie zwei befreundete Nachbarn. Die Ursache liegt in der Tatsache begründet, dass der Krieg nicht nur seine Kinder gefressen hat, sondern der Hunger, das Elend an der Heimatfront zu einem Aufstand der Frauen und der Soldaten gegen die eigenen Herrscher geführt hat. Auch diese Vision ist prophetisch. Genau wie deren Zerschlagung, die schließlich in dem dunklen emotionalen Loch für den Ich-Erzähler endet, das wenige Jahrzehnte später Wolfgang Borchert so treffend in »Draußen vor der Tür« ebenfalls niedergeschrieben hat. Wie sinnlos die ganze Auseinandersetzung ist, zeigen die letzten Seiten von »Das Irrenhaus«, denn das Vaterland ist inzwischen Allmachtsfantasien der ebenfalls namenlosen und nicht titulierte Obrigkeit gewichen. Sobald die Herrschenden ihren Stand von außen – und sei es nur fiktiv – oder von innen durch das Proletariat bedroht sehen, schlagen sie rücksichtslos um sich und drehen die dem Menschenschlachthaus entkommenen Soldaten endgültig durch den Fleischwolf.

»Das Irrenhaus« ist vielleicht noch mehr eine intensivere und nachdenklich

stimmende Lektüre als »Das Menschenschlachthaus«, in dem sich Wilhelm Lamszus mit der Entmenschlichung des Krieges auseinandergesetzt hat. Den technischen Fortschritt wollte und konnte der Hamburger nicht aufhalten. Wie sich in den zwei nachfolgenden Verteidigungsesays gegen zahlreiche Kritiker zeigt, ist Lamszus auch nicht generell zu dieser Zeit ein Pazifist gewesen. Auch wenn er die globale Verbrüderung aller Klassen – dabei spielt es keine Rolle, ob es sich um Arbeiter oder die beamteten Lehrer als Diener des Staats handelt – angestrebt hat, sieht er den bewaffneten Konflikt auch teilweise als eine Notwendigkeit an, sich gegen tatsächliche Feinde zu verteidigen. In seiner Verteidigungsschrift erwähnt er ausdrücklich Wilhelm von Oranien und den niederländischen Befreiungskrieg gegen die Spanier, die sich als totalitäre Besatzer eine dem späteren Dritten Reich vergleichbare Besatzungspolitik auferlegt haben, um jeden Widerstand im Keim zu ersticken. Der Kampf um die Freiheit ist gerecht, auch wenn Lamszus inzwischen weiß, dass er nicht mehr mit Degen und Lanze Mann gegen Mann ausgefochten wird. Der Autor wehrt sich in beiden Büchern gegen das entmenschlichte, technisierte Sterben aus niederen Gründen wie politisches Sendungsbewusstsein und vor allem auch reine Machtgier. Beide Aspekte diskutiert Lamszus in den beiden intelligent wie provozierend geschriebenen Verteidigungstexten, in denen er gegen die Opportunisten und vor allem Untertanen – Heinrich Manns Roman lässt grüßen – vorgeht, die immer Hurra schreien. Nicht umsonst hat er angesichts der Kürze des

zweiten Teils das lange Sterben des Theodor Körners so ausführlich beschrieben.

Wilhelm Lamszus fasst in seinem Essay den Inhalt dieser beiden Bücher perfekt zusammen. Er hat nicht die Angst des Soldaten vor dem Tod in den Mittelpunkt der Geschichte gestellt. Ein Soldat, dessen ureigene Aufgabe die Verteidigung des eigenen Vater- oder Mutterlands ist. Er hat das leere, das sinnlose Massensterben an den Pranger gestellt. Er schreibt über Soldaten, die nicht mehr wissen, gegen wen und für wen sie kämpfen. Den mechanisierten Tod, der im Grunde dem Sterben der Tiere in den Schlachthäusern der Vergangenheit und leider auch der Gegenwart immer noch entspricht. Diese Auseinandersetzung mit der Macht, der Verführung der Massen unter einem ideologischen Gleichschalter und schließlich die Erkenntnis, dass es in dieser Form keine Zukunft geben kann und geben wird, machen aus den beiden nihilistischen Geschichten elementare Antikriegsromane, wobei einschränkend noch einmal erwähnt werden muss, dass sich vor allem »Das Menschenschlachthaus« nicht per se auf jede militärische Auseinandersetzung übertragen lässt. Das Sterben der Ukrainer bei der Verteidigung ihres Landes würde der Lehrer gänzlich anders beurteilen als die Fleischwölfe, in denen Russland mit diesem sinnlosen und vor allem auch menschenfeindlichen Angriffskrieg wahrscheinlich mehr als eine Generation Jugend geworfen hat.

Der Anhang besteht aus den zwei langen Artikeln, die Wilhelm Lamszus aus Rechtfertigung gegen die aufbrausende Kritik an seinem populären Werk verfasst

und veröffentlicht hat. Ganz bewusst differenziert der Autor zwischen einer Art Gleichschaltung der Massenpresse hinsichtlich der aufkommenden Kriegshysterie; der gnadenlosen, aber nicht zu verhindernden Technisierung, nicht nur an der Front und den Motiven des Menschen, einen Krieg zu führen. Es ist ein schmaler Grat, auf dem sich der Autor bewegt, aber für einen Pädagogen perfekt führt er einen schriftstellerischen Verteidigungskrieg, in welchem er seine nicht selten anonymen Kritiker ins Leere laufen lässt, um dann ihre Schwachstellen, ihre Flanken mit bitterböser, aber auch sehr sachlicher Kritik anzugreifen. Der Autor arbeitet für die Öffentlichkeit auch noch mal alle wichtigen Punkte seines Buches heraus und stellt klar, dass er generell kein Antikriegsautor ist, sondern ein Mensch, der die Entmenschlichung der Soldaten mit Sorge sieht. Keine zwei Jahre später sollte sich diese Sorge auf eine schreckliche Art und Weise bewahrheiten, wobei die von Lamszuzs angesprochene Mathematik als Beweis der Sinnlosigkeit eines jeden großen Krieges sich auch zu Beginn in »Das Menschenschlachthaus« widerspiegelt.

Neben diesen beiden Essays finden sich die Vorwörter der verschiedenen europäischen Ausgaben in diesem kleinen Bändchen. Einige Veröffentlichungen stammen aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg und insbesondere die einleitenden Worte der russischen und englischen Ausgabe sind beachtenswert, während das Buch in Dänemark im Verlauf des Ersten Weltkriegs erschienen ist. Zu einem Zeitpunkt, als sich die dunklen Visionen

auf den Schlachtfeldern vor allem in Frankreich schon auf eine grausige Art und Weise bewahrheitet hatten.

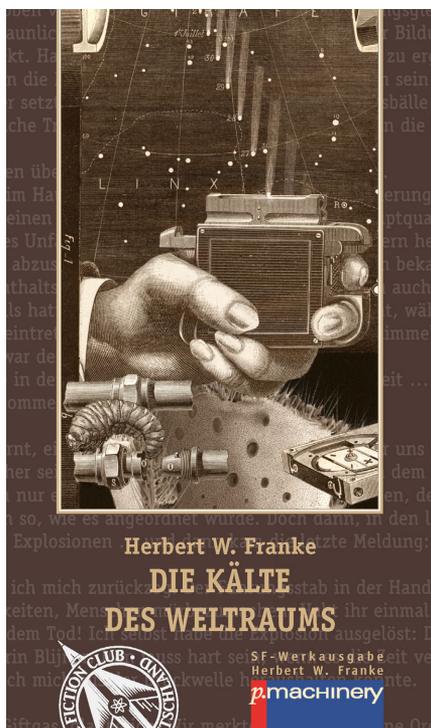
Einige Rezensionen der Erstveröffentlichung sind abgedruckt, wobei insbesondere der Aufruf eines Lehrers an seine Berufskollegen, Krieg als geschichtliches Element aus humanistischer und nicht mehr zahlentechnisch und patriotisch verklärender Art und Weise zu lehren. »Das Menschenschlachthaus« soll hier als Fanal dienen, wie moderne intelligente Menschen unterrichtet und vor allem auch aufgeklärt werden sollten.

Dem Vorwort von Wilhelm Krull schließt sich ein ausführliches Nachwort von Andreas Pehnke an. Pehnke versucht »Das Menschenschlachthaus« in Lamszus' Gesamtwerk (literarisch wie auch pädagogisch) einzuordnen und stellt einige weitere wichtige Bücher und Gedichtbände aus dessen Feder vor. Dabei spart er auch nicht mit oberflächlicher Kritik und versucht den anfänglichen Widerspruch zwischen einigen vaterländischen Arbeiten und dann den pazifistisch-antimilitärischen Texten herauszuarbeiten. Ohne in die Details zu gehen, lässt sich das Nachwort auch sehr gut als Vorwort lesen, da es dem Betrachter einen guten Überblick über den Menschen Wilhelm Lamszus und seine Intention gibt, diese beiden Romane geschrieben zu haben. Wilhelm Krull stellt zwar die Wichtigkeit des Buches dar, auf der Augenhöhe der Publikation geschrieben fehlt ihm aber noch die erschreckende Erkenntnis, wie real »Das Menschenschlachthaus« und »Das Irrenhaus« zweimal in den nächsten dreißig Jahren werden sollte. Pehnke dagegen kann wie

Lamszus in seinen Essays herausarbeiten, dass eine neue Generation Mensch geistig aufgeklärter nicht mehr so leicht zu manipulieren sein sollte. Die Gleichmacher im Dritten Reich beweisen vor allem Lamszus für eine »tausendjährige« Zeit das genaue Gegenteil. Auch die Gegenwart zeigt drastisch auf, wie leicht Menschen noch zu manipulieren sind. Egal wie gebildet sie zu sein scheinen.

Die Neuauflage dieser beiden elementaren Bücher vor allem mit den beiden Essays, den Rezensionen und Vorwörtern der übersetzten europäischen Ausgaben und den langen Anmerkungen am Schluss stellen eine wichtige Veröffentlichung nicht nur im Rahmen der wiederentdeckten Schätze der deutschsprachigen Science-Fiction dar, wobei der Begriff der Science-Fiction in diesem Fall trotz des Hinweises auf »Bilder vom kommenden Krieg« – dieser hat sich zu Lamszus Zeiten abgezeichnet, der eigentliche Ausbruch des Ersten Weltkriegs hat den Pädagogen dann doch überrascht – mit Vorsicht zu genießen ist. Zu schmal ist der Unterschied zwischen den Kämpfen um Port Arthur 1904 und der im Ersten Weltkrieg eingesetzten, während des Verfassens des ersten Teils aber vom Militär schon während gezielter Übungen genutzten Waffentechnik. »Das Menschenschlachthaus« und »Das Irrenhaus« sind weniger Science-Fiction als sich bewahrheitende Albträume, die Wilhelm Lamszus sinnlos mahnend zur richtigen Zeit niedergeschrieben hat. Und Albträume bleiben nicht selten länger präsent, als es sich ein Mensch wünscht.

(Thomas Harbach)



Herbert W. Franke

DIE KÄLTE DES WELTRAUMS

Science-Fiction-Roman

SF-Werkausgabe Herbert W. Franke, Band 19, hrsg. von Hans Esselborn und Susanne Päch

AndroSF 98, p.machinery, Winnert, Januar 2024, 160 Seiten

Paperback: ISBN 978 3 95765 366 6

Hardcover: ISBN 978 3 95765 367 3

Als Band 19 der Herbert W. Franke Werkausgabe legt p.machinery den mit dem Deutschen Science-Fiction-Preis ausgezeichneten Roman »Die Kälte des Weltraums« mit einem Thomas-Franke-Titel-

bild – deutlich besser als Tom Breuers Bild für die Erstveröffentlichung im Suhrkamp Verlag – neu auf. 1984 das erste Mal erschienen, publizierte der Heyne Verlag gute dreißig Jahre später die erste E-Book-Edition. Hans Esselborn hat ein informatives Nachwort der Neuveröffentlichung hinzugefügt, Ulrich Blode geht – wie in jedem Band der Werkausgabe – auf die Gesamtedition ein.

»Die Kälte des Weltraums« fasst – wie Hans Esselborn in seinem Nachwort fokussiert feststellt – einzelne Themen aus Herbert W. Frankes Frühwerk auf eine moderne Art und Weise zusammen. Der finale dritte oder vierte Weltkrieg spielt in »Zone Null« und »Die Glasfalle« eine wichtige Rolle. In seine Betrachtungen schließt der Autor auch K.-H. Scheers Roman »Die Großen in der Tiefe« ein. Auch wenn Franke eine durch den Einsatz der modernsten wie geheimsten Waffen zerstörte Erde beschreibt und noch einmal ausführlich darlegt, dass ab einem bestimmten Grad der Aufrüstung ein Krieg nicht mehr zu gewinnen ist, unterscheidet sich »Die Kälte des Weltraums« auch deutlich von den ersten beiden Büchern. Nur zu Beginn lernt der Leser die Strukturen dieser eher gesichtslosen wie möglicherweise auch von Computern gesteuerten Regierung kennen. Im Orbit werden vier Menschen aus ihrem Kälteschlaf geweckt und auf die Erde gebracht. Möglicherweise handelt es sich um die vier Anführer eines totalitären Regimes, das mit seiner Blut- und Boden Philosophie und der Unterdrückung des Volkes für den finalen Vernichtungskrieg verantwortlich gewesen ist, an dessen Ende eine neue

Eiszeit durch die finale Superwaffe ausgelöst worden ist.

Die vier Menschen behaupten allerdings, dass es sich um Doppelgänger handelt, die extra zum Schutz der paranoiden Anführer angeheuert worden sind. Sie wurden hart auf die Übernahme der Rollen vorbereitet und haben im Gegensatz zu den Originalen – wie sie glauben – das Chaos mittels Flucht ins All überlebt. Seit mehr als zweihundert Jahren haben sie sich in ihrem Kältegefängnis befunden. Es ist eine doppelte Ironie, dass auf der Erde inzwischen auch unwirtliche Temperaturen herrschen und das die Geschichte für zwei Charaktere genau da endet, wo sie beginnt.

Herbert W. Franke nutzt bei der Struktur seiner Geschichte wieder den Ich-Erzähler. Der Leser erfährt alles zur gleichen Zeit wie Richard, der Richard Wallenbrock als Vorsitzender der Ausschüsse Technik, Medien und Propaganda verkörpert hat. Richard ist der Einzige der vier Menschen, der sehr viel enger mit seinem Original verbunden sein wird – vielleicht hat ihn Franke deswegen auch als Ich-Erzähler ausgewählt. Der Leser hat allerdings – dank Frankes sachlichem Stil – nur bedingt die Möglichkeit, Richards Gedanken im Zuge der ausgesprochen stringenten Handlung zu verfolgen.

Neben Richard wurden noch Elliot Brust – der Präsident der westlichen Union –, Einer Fergusson – Admiral, oberster Leiter der Vereinigten Westlichen Streitkräfte – und Kathrin Blijner – Führerin der Vereinigten Westlichen Frauenverbände – gedoppelt.

Das Gericht ist aufgrund fehlender Unterlagen von dieser Doppelgängertheorie

nicht überzeugt. Auf der anderen Seite gibt es auch keine handfesten Beweise gegen die Behauptung der wegen verschiedener Kriegsverbrechen angeklagten drei Männer und eine Frau.

Das Urteil könnte auf der einen Seite mit aufschiebender Wirkung salomonisch sein. Sie sollen sie über Winter in einem einsamen Hotel auf einem der wenigen aus der Zeit vor dem Krieg erhaltenen Gebäude aufhalten und Beweise für ihre eigene Existenz tief unter den Schichten des Eises suchen. Ohne Hilfsmittel, auf sich alleine gestellt.

Die ersten Szenen erinnern ein wenig an Thomas Manns »Zauberberg«. Ein aus der Zeit gefallenes Gebäude, inzwischen leer stehend und ebenso eindrucksvoll in den namenlosen Bergen gelegen. Eine kleine Gruppe von Menschen, die mit dem Rest der Welt nicht in Kontakt stehen, die aber eine Art Mikrokosmos der Vergangenheit wie der potenziellen Zukunft bilden. Natürlich hat Stephen King wenige Jahre vorher mit dem Overlook Hotel in »The Shining« das beste Beispiel für die in für den Winter geschlossenen Hotels geliefert, aber Frankes Schöpfung erinnert mehr an den großartigen Mann-Roman.

Angesichts Herbert W. Frankes Hang zur inhaltlichen Kompression reißt der Autor dieses Szenario schnell auf. Bei den ersten Erkundungen im Unterbau des Hotels finden sie den Zugang zu einer geheimen Kammer mit einer doppelten Überraschung. Die Vergangenheit hat die vier Menschen nicht nur eingeholt, sondern sie fallen schnell in ihre alten Rollen zurück. Sie sind nicht die einzigen Überlebenden aus der Zeit der Vernichtungskrieg.

Herbert W. Franke setzt sich in diesem Roman mit vielen Formen des Totalitarismus auseinander. In den Achtzigerjahren, der Zeit des Kalten Kriegs geschrieben, ist »Die Kälte des Weltraums« nicht nur eine Extrapolation der NS-Diktatur in eine unbestimmte Zukunft. Hans Esselborn zitiert ausführlich aus Frankes Roman und im Hinterkopf sieht der Leser die SS- und SA-Truppen, den Führerkult und die ewige, die Wahrheit verdrehende Propaganda von einem Angriffskrieg, um die eigene Existenz zu sichern. Wie zeitlos Frankes Buch ist, zeigt sich in der Gegenwart mit einer neuen Form der Propaganda auf beiden Seiten des Atlantiks. Ob die Fake News harmloser sind als Putins wirre Reden und seine Rechtfertigung des russischen Überlebenskampfes zum Erhalt der eigenen Rasse – wie irrsinnig diese These ist, unterstreicht jede objektive Geschichtsforschung hinsichtlich der Ukraine – kann Leser für sich selbst entscheiden. Gefährlich sind sie auf jeden Fall.

Auch die stetig steigenden Drohungen der Diktatoren gegenüber ihren direkten wie indirekten Feinden; die Drohungen eines Atomkriegs beim Überschreiten bestimmter roter Linien, die sie selbst in ihrer Verwirrung auf imaginäre Landkarten malen und schließlich die komplette Unterdrückung des eigenen Volkes sind alles Themen, die in den Dreißigerjahren genauso aktuell gewesen sind wie im kleineren Rahmen in den Achtzigerjahren, als Franke diesen Roman geschrieben hat. Ausgestorben sind sie im 21. Jahrhundert leider nicht. Vielmehr pflanzt sich der Samen in mehr Länder fort, als es ein gebildeter Mensch glauben mag.

Frankes Totalitarismusvision hat aber seinen Gipfel überschritten. Da hilft es auch nicht, dass die geheime Überlebensfestung in einen der höchsten Berge Europas gebaut worden ist, um vor den verschiedenen Waffen geschützt zu sein. Frankes teilweise absurdes Kammerspiel ist über weite Strecken kein verharmlosender Blick zurück, sondern eher eine fortlaufende Auseinandersetzung mit der teilweise in der Gegenwart bizarre Züge erreichenden Vergangenheit. Es ist kein Zufall, dass Frankes Protagonisten vom Gipfel – auch eine Art Gefängnis – in die Abgründe steigen müssen, um teilweise der Wahrheit auf die Spur zu kommen, aber vor allem sich direkt wie indirekt mit der eigenen Vergangenheit und den immer noch sichtbaren Spuren des Sündenfalls auseinandersetzen.

Mit den potenziellen Doppelgängern macht es sich Franke ein wenig leichter, über Schuld und Sühne, Verantwortlichkeit und Feigheit zu diskutieren. Die Positionen sind relativ schnell klar. Zweifel kommen nicht auf. Auch die Möglichkeit, dass die Doppelgänger doch teilweise die Originale sind und sich im Rampenlicht leichter verstecken können, schließt Franke als klassisches, vielleicht auch klischeehaftes Spannungselement ausgesprochen früh aus. Das hat auch mit dem Fund in der opulent gestalteten Schlafkammer zu tun, welche die vier Verbannten entdecken.

Frankes Vorbild ist der Faschismus mit seiner das Volk blendenden Propaganda, basierend auf dem Dritten Reich. Bei Frankes Science-Fiction-Geschichten gibt es aber keine Nationalstaaten mehr. Er

teilt seit den Sechzigerjahren seine Welt in politische Blöcke ein. Der Westen oder der Osten. Die Bezeichnung Osten ist dabei ambivalent. Es kann sowohl die ehemalige UdSSR sein als auch die chinesische Diktatur. Mit dieser auf den ersten Blick simplen Weltaufteilung abstrahiert der Österreicher auch seine Geschichten. Macht sie zeitloser und allgegenwärtiger zugleich. Geschichte ist etwas, aus der Mensch lernen kann und lernen sollte, aber nicht zwangsläufig muss. Ansonsten gäbe es keine reale Grundlage für diese dunklen Antiutopien.

Auf dem Abstieg vom Gipfel – des Berges und nicht des Triumphs – erreichen die inzwischen fünf Menschen und ein Hund neben einigen Schwierigkeiten auf dem Weg wie eingestürzte Treppen schließlich die Insel der Vergessenen. Wie die japanischen Soldaten auf den Pazifikinseln ist für diese Handvoll Krieger der Kampf nie zu Ende. Sie können es gar nicht glauben, wem sie das wirklich begegnen, wobei es sich ja inzwischen um die sechste Generation von Soldaten handeln müsste, welche die charismatischen wie verführerischen Anführer nicht mehr leibhaftig gesehen haben.

In einzelnen Szenen zeigt sich Frankes eigene Erfahrung als Höhlenforscher. Es gibt im Bergmassiv unter dem Hotel keine geraden Gänge mehr. Nicht selten müssen sie umkehren oder schließlich den Wassertunnel benutzen, der eigentlich im Sommer das Schmelzwasser ableiten soll. In Dunkelheit – Licht ist wertvoll – und Kälte versuchen sie, aus ihrem selbst gewählten Gefängnis zu entkommen. Die eigentliche Mission, in bzw. unter den Res-

ten der zerstörten militärischen Anlagen die eigene Identität zu finden, wird angesichts der äußeren Umstände schnell fallen gelassen. Es ist für einen Herbert-W.-Franke-Roman allerdings erstaunlich, dass er sich mit dem Thema einer falschen Identität, der Suche nach der Wahrheit nur zu Beginn der Geschichte aufhält. In einigen seiner frühen Romane blieben seine Figuren am Ende einer langen Suche identitätslos oder mit zynischer Berechnung stellte der Österreicher die sorgfältig entwickelte und detailliert beschriebene Welt auf den Kopf. Wer mit dieser Erwartungshaltung an »Die Kälte des Weltraums« herangeht, wird unwillkürlich enttäuscht.

»Die Kälte des Weltraums« – der Titel ist nicht ganz richtig, da die Weltraumkälte nur zu Beginn und am Ende der Geschichte eine Rolle spielt, dazwischen ist die Erde durch den Einsatz von Wunderwaffen erkaltet, aber die Temperaturen sind noch höher als im Weltraum – ist eine politische Allegorie mit den Schwerpunkten totalitäre Diktatur bis zu einer kontinuierlichen Gehirnwäsche der Bevölkerung – in Russland, Nordkorea oder China ein alltägliches Thema – und Gruppendynamik. Obwohl in Überzahl wagen die vier »Schauspieler« nicht, sich gegen den alten Zwang durchzusetzen. Erst als sie alle am eigenen Leib die Brutalität der vergessenen Soldaten spüren, beginnen ihre Überlebensinstinkte sich zu regen.

Auch wenn Herbert W. Franke – bis auf die Nebenfiguren – sich auf fünf sehr unterschiedliche Charaktere konzentriert, wirkt die Entwicklung der einzelnen Figuren eher pragmatisch und schematisch. Es

handelt sich weniger um Menschen aus Fleisch und Blut. Selbst die Liebes- bzw. Sexszene wirkt aseptisch. Franke sieht in seinen Protagonisten eher Stellvertreter für Allgemeingültigkeit, als das er sie auf die Schwächen einzelnen Menschen bzw. Protagonisten reduzieren will. In seinen ersten Kurzgeschichten – die Erstveröffentlichung erfolgte auch im Rahmen der Franke Werkausgabe bei p. machinery – ist es genau anders herum. Menschen aus Fleisch und Blut kämpfen auf dem Papier des Schriftstellers stellvertretend für den Leser um ihre Existenz. Sie lieben und leiden. Vieles wird in Herbert W. Frankes Science-Fiction-Romanen auf das Wesentliche, Funktionale reduziert, damit es allgemeingültig bleibt. Daher geht das Schicksal der vier zwangsverpflichteten Schauspieler dem Leser nicht wirklich nahe. Es fehlt in dieser Hinsicht die emotionale Brücke. So hätten einige Szenen zu Beginn der Geschichte kraftvoller, intensiver gewirkt.

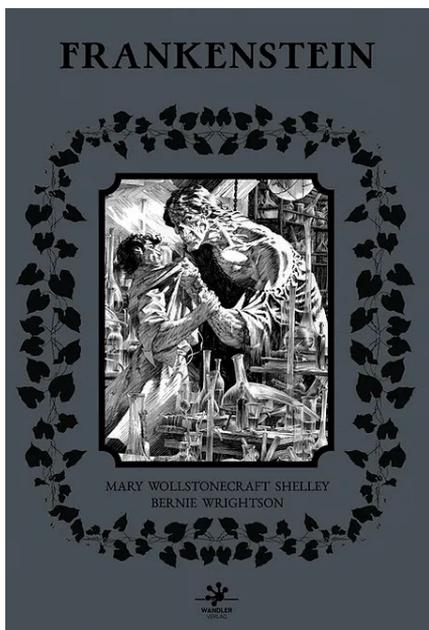
Die Handlung beginnt als Kammerspiel in einem einsamen Hotel mit aus der Zeit gefallenem, in der Öffentlichkeit verachteten Menschen. Sie endet mit der Suche nach dem »Verräter« in den eigenen Reihen, welcher die Niederlage erst möglich gemacht viele. Während des Finales kommen dafür nicht mehr sehr viele Menschen in Betracht. Der Leser stellt sich unwillkürlich aber auch die Frage, ob diese klassischen literarischen Arbeiten entsprechende Entlarvung – sie erfolgt schließlich fast nebenbei – überhaupt notwendig ist. Je mehr sich Franke von der anfänglichen Abstraktion eines totalitären Regimes entfernt und auf die zwischenmenschlichen Beziehungen zwi-

schen »Herr« und »Sklaven« konzentriert, um mehr unterinteressanter und vor allem auch konstruierter erscheint die Geschichte. Es ist die Reise, welche den Reiz dieser Geschichte ausmacht. Das Ende ist – typisch Franke – pragmatisch und wenig verschlüsselt. Direkte Aussagen, Aktion und Reaktion. Es ist ein weiterer Pyrrhussieg im langen Werk des Österreicherers. Er vermeidet in allen im 20. Jahrhundert verfassten Romanen (aber nicht in seinen Hörspielen oder den letzten vier bei dtv veröffentlichten Taschenbüchern) ein die aus seiner Sicht kritische Situation verklärendes Happy End.

Das Ende durchbricht den zu Beginn etablierten Zyklus nicht. Wie in »Dr. Selt-sam oder wie ich lernte, die Bombe zu lieben« ist es nur noch ein kleiner Schritt zwischen dem Abgrund, in den die Menschheit seit mehr als zweihundert Jahren blicken muss, und dem finalen Schritt. Im Gegensatz zu Doktor Selt-sam, der angesichts der Schönheit der explodierenden Atompilze von einem Überleben im Bunker mit einem Mann auf zwanzig Frauen träumt, bietet Herbert W. Franke in der Kälte des Weltraums mit der stetig auf dem Mond und in vier im Orbit befindlichen Raumstationen wieder nach außen strebenden Menschheit einen kleinen Hoffnungsfunken an. Die Ewiggestrigen haben im Angesicht des Todes ihr Werk vollendet. Auch wenn sie es nur bedingt miterleben. Das rückt den zugrunde liegenden Plot wieder näher an die sechziger und hinsichtlich des Kalten Krieges auch wieder an die Achtzigerjahre heran, während Frankes Politikkritik auch heute noch erschreckend aktuell ist. Es ist nicht

nur so, dass die Menschheit nichts lernt, sondern das die meisten Menschen auf die gleichen Scharlatane hereinfliegen wie vor vierzig, sechzig Jahren oder irgendeiner anderen Zeit. Diese bittere Erkenntnis hebt »Die Kälte des Weltraums« aus zahlreichen anderen Dystopien Frankes noch einmal mehr heraus und die Neuauflage im Rahmen der Werksedition ist überfällig.

(Thomas Harbach)



Mary Shelley (Autor), Bernie Wrightson (Zeichner)

FRANKENSTEIN

Wandler Verlag, März 2024, Hardcover, 240 Seiten

ISBN 978-3948825157

Der Wandler Verlag legt Mary Shelleys Klassiker in einer besonderen Edition als Hardcover neu auf. Stephen King hat ein ausführliches Vorwort geschrieben. Schon in seinem Sekundärwerk »Dance Macabre« hat sich der Amerikaner ausführlich über die Bedeutung von Shelleys »Frankenstein« im Kontext des Horrorgenres und weniger als einer der ersten Romane der Science-Fiction geäußert.

Bernie Wrightson hat Shelleys Roman mit 47 ganzseitigen Illustrationen optisch verfeinert. Ursprünglich erschien diese Kooperation in den USA 1983. In den letzten Jahren ist das Buch immer wieder sowohl als Hardcover wie auch Paperback neu veröffentlicht worden. Im Herbst 2024 veröffentlicht der Splitter Verlag mit »Frankenstein Alive, Alive!« eine Fortsetzung zu dieser einzigartigen Arbeit. Das Szenario stammt von Steve »30 Days of Night« Niles. Bernie Wrightson konnte die Arbeit an dem Buch aufgrund seines frühen Todes nicht mehr vollenden, sodass Kelley Jones mit Zustimmung Wrightsons die Geschichte visuell vollenden konnte.

Bernie Wrightson ist einer der besten Comiczeichner des 20. Jahrhunderts gewesen. 1948 in Baltimore geboren begann er als Karikaturist, bevor er 1968 im DC Verlag für verschiedene Serien zuständig gewesen ist: »Mouse of Mystery« und »House of Secrets« zeigen das ungewöhnliche Talent Wrightsons, Kreaturen sympathisch, verletzlich und trotzdem gefährlich abzubilden. 1971 schuf Wrightson zusammen mit Len Wein das Swamp Thing, das ein Jahr später seine eigene Comic-Reihe bekommen hat. Eine von inzwischen sehr vielen Reihen mit dem gro-

Ben, grünen Ding aus dem Sumpf. Drei Jahre später wechselte Wrightson zu Warren Publishing und zeichnete für die Schwarz-Weiß-Magazine »Eerie«, »Creepy« und »Vampirella«. Alle Zeichnungen in »Frankenstein« sind ebenfalls in Schwarz-weiß. Nichts soll von seiner filigranen Feder, dem feinen Strich ablenken. Mit Stephen King und George Romero arbeitete er an dem Episodenfilm »Creepshow«, sein erster künstlerischer Misserfolg, das Publikum nahm diese bizarre Homepage an die alten Comics der Fünfzigerjahre nicht an.

Wrightson arbeitete nach der Adaption von Frankenstein im Auftrag des Marvel Verlags noch an »Spider-Man«, »Hulk« oder einer Miniserie von »Batman: The Cult«. Seine letzte direkte Comic-Arbeit war die Miniserie »Punisher P.O.V.«

1986 wurde Wrightson mit dem Eisner Award, 1994 mit dem Harvey Award ausgezeichnet.

In den Achtzigerjahren hat der Marvel Verlag eine Reihe von klassischen Werken adaptiert oder besser illustriert. Neben »Frankenstein« auch »Dracula« oder »The Iliad«. Mit Bernie Wrightson betrat aber ein reiner Comiczeichner dieses Medium, der bis dato nicht als Illustrator aufgefallen ist. Seine Grafiken zeichnet im Gegensatz zu den unzähligen Comicadaptionen eine Besonderheit aus. Obsessiv setzt er sich weniger mit dem Inhalt der Geschichte auseinander, sondern vor allem versetzt Wrightson seine »Leser« und damit auch Betrachter in Shelleys Zeit und versucht, sowohl den technischen Fortschritt – in Shelleys Roman sicherlich die schwächste Flanke – sowie die Per-

spektiven der damaligen Künstler miteinander zu verbinden. Der Betrachter sollte sich nicht täuschen. Wrightsons Bilder sind modern mit einem antiquierten Charme. Seine Hintergründe sind perfekt gestaltet, aber Wrightson hat sich hinsichtlich des Monsters an den medizinischen Zeichnungen dieser Zeit orientiert. Ein wenig Swamp Thing mit den zeretzten Klamotten muss sein, aber diszipliniert hat sich Wrightson Mary Shelleys Geschichte untergeordnet und die einzelnen, aus seiner Sicht wichtigen Aspekte aufgenommen und in wunderschönen, zeitlosen und doch auch in die Zeit der Entstehung dieses Buches passenden Bildern (Zeichnungen wäre ein zu schwacher Ausdruck, auch wenn es sich technisch um solche handelt) aufgearbeitet. Es ist nicht das erste Mal in seiner langen Zeichnergeschichte, dass sich Wrightson mit Frankenstein und seiner Kreatur auseinandergesetzt hat. In »The Monster Time« gibt es eine Zeichnung Wrightsons, in welcher sich der Amerikaner an Boris Karloffs markantem Make-up orientiert hat. Wer sich das Bild aber genau anschaut, wird im unteren Teil schon Wrightsons Obsession mit den medizinisch technischen Details finden und die Darstellung der Menschen als die andere Art von Monster.

Nach den Zeichnungen für Fanzines folgte im Rahmen der »Swamp Thing«-Reihe mit dem Patchwork Man der erste Versuch, einen Mann abzubilden, der durch einen Amateur aus verschiedenen menschlichen Teilen zusammengenäht worden ist. Im Gegensatz zu Frankensteins gottloser Schöpfung handelt es sich beim Patchwork Man um das Opfer einer Minenexplosion,

einen Menschen, dessen bisherige Existenz durch die Bombe und damit jegliche Rückkehr ins Leben auf den Kopf gestellt worden ist. Wrightson orientierte sich noch an Boris Karloff, auch die von Len Wein geschriebene Geschichte verfügte über eine Reihe von Parallelen zu James Whales legendärem Film und damit weniger der Originalgeschichte. Sowohl das Swamp Thing als auch der Patchwork Man gelten in den Augen der Öffentlichkeit allerdings als Monster, als gottlose Kreaturen, die kein Recht mehr auf ein eigenes Leben in der menschlichen Gemeinschaft haben. Dieser Bogenschlag führt die Geschichte direkt zu Mary Shelleys Klassiker zurück.

1975 folgte mit »The Muck Monster« im »Eerie«-Magazin '68 eine weitere Annäherung an Shelleys Originalgeschichte. Die Grundhandlung mit dem Wissenschaftler und seiner Kreatur ist Shelleys Roman entlehnt. Der Wissenschaftler in der Kurzgeschichte ist ein Prototyp für Viktor Frankenstein aus der späteren Marvel Ausgabe. Es lohnt sich, die beiden Zeichnungen gegenüberzustellen: Das Monster ist ein erster Schritt von den Boris-Karloff-Adaptionen zu der tragischen Figur, die Bernie Wrightson visuell für Shelleys Buch entwickeln sollte. Groß gewachsen, das Gesicht erinnert eher an einen Totenkopf, dem das Fleisch fehlt, schwarzes volles Haar und große, melancholisch blickende Augen, die einen starken Kontrast zu dem Schädel bieten.

Im gleichen Jahr begann Wrightson mit der Arbeit an »Frankenstein«. Er ordnete sich dem Text unter und versuchte, Shelleys Roman zu illustrieren und nicht zu einer eigenen Geschichte im Comicformat

zu machen. Die siebenundvierzig Zeichnungen präsentieren sich aber auch auf eine andere Art und Weise. Wer den Text komplett ignoriert, wird in den Bildern die »Frankenstein«-Geschichte ohne Dialoge, alleine auf die Stimmung und Atmosphäre konzentriert, komprimiert wiederfinden. Die Unterordnung unter den Roman hat Wrightson zu einer außerordentlich disziplinierten Arbeit gezwungen, an keiner Stelle wollte der Amerikaner von der literarischen Vorlage ablenken und hat doch etwas Eigenes zu erschaffen.

Bernie Wrightson hat die Bilder nur in Tinte erschaffen. Sie sind außergewöhnlich detailliert und vom kleinsten Objekt im Hinterkopf bis zu den dynamischen Szenen durchkonstruiert, ohne statisch zu erscheinen. Technisch arbeitete Bernie Wrightson mit Dritteln. Das Auge wird unwillkürlich auf einen bestimmten Teil des Bildes hingezogen. Der Betrachter muss sich von diesen Bildausschnitten förmlich lösen, um anschließend das Ganze zu betrachten. Erst dann werden weitere Details sichtbar, welche den ersten Blickfang ergänzen, ihn bereichern.

In einem späteren Interview ist Bernie Wrightson auf seine Arbeit an »Frankenstein« eingegangen: »I've always had a thing for Frankenstein, and it was a labor of love. It was not an assignment, it was not a job. I would do the drawings in between paying gigs, when I had enough to be caught up with bills and groceries and what-not. I would take three days here, a week there, to work on the Frankenstein volume. It took about seven years.«

Es lohnt sich, vor der erneuten Lektüre Mary Shelleys »Frankenstein« mit dem an-

gehängten Essay aus der Feder Margaret Brantleys zu beginnen. Sie fasst einige wichtige Aspekte aus Mary Shelleys tragischem Leben und vor allem der Entstehung dieses Buches in der legendären, von Ken Russell auch in »Gothic« verfilmten Nacht zusammen. Die beste Informationsquelle im deutschsprachigen Raum ist weiterhin Alexander Pechmanns 2006 veröffentlichte Biografie. Aber als Einführung in den Roman und damit Bernie Wrightsons Illustrationen ist das Essay aussagekräftig und liest sich inklusive der historischen Querverweise ausgesprochen informativ, ohne in einen belehrenden Ton abzudriften.

Mary Shelleys Klassiker Frankenstein geht im Vergleich zu Bernie Wrightsons Zeichnungen fast unter. Michael Schmitt hat die Übersetzung von Heinz Widtmann überarbeitet und ergänzt, der unter anderem auch »Dracula« übersetzt hat. Die Übersetzung von Heinz Widtmann ist relativ weit verbreitet, perfekt wäre eine Veröffentlichung mit der von Lars Dangel ausgegrabenen ersten Übersetzung des Buches aus dem Max Altmann Verlag gewesen, die gänzlich unbekannt ist.

Die Lektüre von Mary Shelleys Originalroman verdeutlicht dem Leser nochmal, wie zeitlos der emotionale Kern der Geschichte ist. Viktor Frankenstein ist ein Mann, der sein Medizinstudium abbricht, um Gott zu spielen. Aus Leichenteilen will er einen Menschen erschaffen und den natürlichen Zeugungsprozess umgehen. Dabei wäre es für ihn als Mann ein leichtes, eigenes Leben zu schaffen. Vor allem in seinem jugendlichen Alter.

Viktor Frankenstein entzieht sich schließlich seiner Verantwortung. Er verlässt seinen

eigenen Sohn, seine eigene Schöpfung. Die namenlose Kreatur versucht, sich in die menschliche Gemeinschaft zu integrieren, indem sie sich selbst das Lesen und Schreiben beibringt. Auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner menschlich zu werden. Sein Äußeres kann er nicht verändern. Er wird erkennen, dass die Menschen generell nicht bereit sind, die äußeren Vorbehalte gegen die monströse Kreatur – aber deswegen kein Monster im eigentlichen Sinne der Definition – zu überwinden und ihn als durchaus intelligenten »Menschen« mit Fähigkeiten anzuerkennen, die in der einfachen Bevölkerung dieser Zeit wenig verbreitet gewesen sind. Wie viele Arbeiter oder Bauern konnten im 19. Jahrhundert rudimentär schreiben oder lesen?

Der zweite Schritt zum Mörder an Frankensteins Bruder, seinem besten Freund und schließlich seiner Braut erfolgt erst, nachdem die Kreatur kontinuierlich Hass, Gewalt und Vorurteile erleben musste. Moralisch lässt sich diskutieren, ob die extremen Reaktionen mit drei Morden an teilweise unschuldigen Menschen berechtigt sind oder nicht. Aber die erste Grausamkeit erlebt die Kreatur durch ihren Schöpfer, den eigentlichen Schurken dieser Tragödie: Viktor Frankenstein ist ein besessener Mann ... getrieben, aus seiner bisher wenig erfolgreichen Existenz als Studienabbrecher, als aufmüpfiger Student etwas Erfolgreiches zu machen. Viktor Frankenstein sieht sich gottgleich. Aber im Gegensatz zu Gott kann er mit seinem Erfolg nichts anfangen. Die Erschaffung seiner Kreatur ist Höhepunkt und Tragödie seines Lebens. Ganz bewusst zeichnet Mary Shelley ihren Viktor

Frankenstein als den ersten Schurken ihres Buches. Dabei sucht sie in Form ihrer Schöpfung aber auch Verständnis. Da ihre Mutter bei ihrer Geburt starb, ist weniger sie als auch ihr Vater als Erzeuger für diese Tragödie verantwortlich. Während Mary Shelley mit dieser »Schuld« leben musste, verdrängte es ihr Vater. Genau wie Viktor Frankenstein die Verantwortung für seine Tat ablehnte.

Denn Frankenstein hat einen Menschen erschaffen, der geliebt werden möchte. Unabhängig von seinem Aussehen aufgrund seiner inneren Werte. Dazu ist aber ein Narzisst wie Frankenstein als Vater nicht imstande. Mary Shelley setzt sich in dem – natürlich – auf die Spitze getriebenen Verhalten zwischen Vater und seinem Kind intensiv auseinander. Sie arbeitet nicht heraus, was Frankenstein sich mit seinen kümmerlichen medizinischen Kenntnissen vorstellen oder erschaffen wollte. Schon während der Operationen muss Frankenstein klar gewesen sein, dass er seine Kreatur nicht anschauen mag, ist inhaltlich konsequent und trägt zur Tragik der Geschichte bei, streng logisch betrachtet ist aber Viktor Frankenstein hinsichtlich des Äußeren nicht überrascht. Er ist ja dafür verantwortlich.

Die Kreatur ist der Antiheld der Geschichte. Eine Kreatur, irgendwie auch ein Mensch in einer Umgebung, die er nicht versteht und die er nicht akzeptiert. Ein einsames Wesen auf der Suche nach Liebe ... erst vom Vater ... später von einer möglichen Gefährtin. Ein Kind im Körper eines Erwachsenen, aber intelligenter und gebildeter als die meisten anderen Erwach-

senen. »Frankenstein« ist die erste literarische Schöpfung einer Reihe von missgebildeten Kreaturen, die weniger an sich selbst, sondern an der sie umgebenden Welt und den Mitmenschen scheitern.

Viele Rezensenten, vor allem des 20. Jahrhunderts sehen in der Kreatur ein Alter Ego der Autorin. Tochter einer berühmten Frau, die bei der Geburt starb. Vom Vater deswegen nicht geliebt. Verzweifelt suchte sie bis zu ihrer frühen Liebschaft mit dem verheirateten Percy Bysshe Shelley die Liebe des Vaters. Intelligent wie einsam.

Lange Passagen sind ausschließlich aus der Perspektive der Kreatur geschrieben. Bei der Familie, in deren Stahl er haust, lernt er zu lesen und zu schreiben. In erster Linie durch das Beobachten. Lange Monologe zeichnen diese Passagen aus. Der Drang, aus der Einsamkeit, der Ablehnung heraus mehr als menschlich zu werden, ohne den Grundbegriff der Menschlichkeit einmal am eigenen Leib kennengelernt zu haben, zeichnet diese auch heute noch lesenswerten Abschnitte aus.

Über die Schöpfungsgeschichte hinaus zeigt sich Mary Shelleys Weitblick. Der Roman erschien mit einem Vorwort ihres damals noch lebenden Mannes anonym. Erst in einer weiteren Auflage wurde Mary Shelley als Autorin genannt und erntete plötzlich herbere Kritik als die anonyme Erstauflage. Wie die Öffentlichkeit dem Monster nicht ins Gesicht sehen konnte, wollten Kritiker nicht ertragen, dass einer der ersten frühen Schauerromane (aus heutiger Sicht gehört die Geschichte in den Bereich der SF) von einer Frau, dem

schwachen Geschlecht, geschrieben worden ist. Unabhängig von der Qualität der Geschichte wurde »Frankenstein« disqualifiziert. Genau wie Frankensteins Kreatur alleine auf seine Äußerlichkeiten reduziert worden ist.

Während die ersten Zeichnungen die Kreatur eher menschlich dargestellt haben, gelingt es Bernie Wrightson, ihn auf der einen Seite monströs und doch elegant darzustellen. Die Persönlichkeit zu skizzieren, sollte einem erfahrenen Monstermann wie Wrightson nicht schwerfallen. Sein Swamp Thing eroberte als eine weitere tragische Figur schnell ein großes Publikum, angetrieben von zutiefst humanistischen Geschichten.

Die Kombination Mary Shelley und Bernie Wrightson eröffnet in dieser prachtvollen Ausgabe – mehr als vierzig Jahre nach der amerikanischen Erstveröffentlichung – einen vor allem neuen, visuellen Blick auf einen der wichtigsten frühen Science-Fiction-Romane des Genres mit seiner angesprochen humanistischen, Vorurteile geißelnden Grundeinstellung. Die Wandler Ausgabe ist ein Prachtband und reiht sich in eine Phalanx mehrerer amerikanischer Prachtausgaben dieses modernen Klassikers der illustrierten Literatur nahtlos ein.

(Thomas Harbach)



2942-1837



9 783957 653994